

## Entree – Eingangsmarsch

Mein Leben ist bis in seine feinsten Verästelungen davon geprägt, dass ich am gleichen Tag geboren wurde wie der neue preussische Staat. Mein Vater, Oberst der Reiterei aus der französischen Kolonie, begleitete mit Tausenden anderer Untertanen seinen Landesherrn, der als Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, nach Königsberg, in das weit entfernte Preussen, aufbrach und als König Friedrich I., mit Glanz und Gloria nach Berlin zurückkehrte.

Meiner Mutter war es nicht erspart worden, sich gleichfalls auf den beschwerlichen Weg in den Norden zu machen, und nach diesen Anstrengungen und Aufregungen brachte sie mich zu früh auf die Welt, fast auf die Stunde genau, als sich unter dem Jubel der Menge der Kurfürst selbst die preussische Königskrone aufs Haupt setzte. So vermehrte ich das königliche Gefolge und zog schreiend und hungrig in Berlin ein, die Residenz von Brandenburg und die Hauptstadt Preussens, eines Landes, das weit entfernt im Norden lag. Aber solche Entfernungen spielten in unserer Familie keine Rolle. Meine Eltern waren in Paris geboren, hatten aber aus Glaubensgründen ihre französische Heimat verlassen müssen und Aufnahme im Kurfürstentum Brandenburg gefunden.

Ich wurde nicht Reiteroffizier wie mein Vater, obgleich jedermann sagte, unser Name La Chevalerie verpflichte nun einmal zum Militärdienst, sondern wandte mich den Künsten und Wissenschaften zu und brachte es zum anerkannten Geschichtsschreiber und Bibliothekar.

Solange ich mich zurückerinnern kann, erlebte und erfuhr ich, was in Preussen geschah, ich stand immer inmitten preussischer Geschichte. Manchmal meine ich, ich sei selbst ein Stück von ihr, obwohl ich noch immer besser französisch als deutsch spreche und meine Schriften in die deutsche Sprache übersetzen lassen muss. Und obwohl ich mit den preussischen Verhältnissen nicht immer einverstanden bin und manchmal mit Faust und Säbel dazwischenfahren möchte. Aber was würde sich damit ändern? Preussens Hauptstadt Berlin ist nun einmal meine Heimat, ich gehöre zu ihr, im Guten wie im Bösen ...

Zu meiner frühesten Kindheitserinnerung zählt das Reiterstandbild des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den man jetzt den Grossen Kurfürsten nennt. Immer wieder spazierte mein Vater mit mir zur Schlossbrücke und liess mich das Denkmal anstaunen.

»Ja, das ist ein Pferd, Francois«, versicherte er, »aber gerade gut genug für einen solchen Reiter!« Und er zog den Hut vor dem Kurfürsten, der vor einem Menschenalter den französischen Flüchtlingen die Tore seines Landes geöffnet hatte.

Auch jetzt noch finde ich mich manchmal vor dem Grossen Kurfürsten ein und sinne über den Weg nach, den Brandenburg-Preussen gegangen ist. Stärker aber noch zieht es mich in den Innenhof des Zeughauses, der mit ungewöhnlichem Schmuck versehen ist: den Masken sterbender Krieger. Der leiderfüllte, schmerzliche Ausdruck ihrer Gesichter passt oft am besten zu meinen Gedanken. Ich will mich jedoch vor Grübeleien und Selbstquälerei hüten und lieber scharf darüber nachdenken, was geschehen ist und wie aus dem Geschehenen Geschichte wurde. Ich habe vieles erfahren, vieles aufgeschrieben, ich besitze eine Bibliothek, die in Berlin ihresgleichen sucht, und möchte nun eine Geschichte aus mir herauslocken, die auch Erfundenes und trotzdem nur Wahres enthält.

Nicht nur eine Geschichte, es sind Lebensläufe, pralle, runde Menschenschicksale, die meine Strassen und Wege kreuzten, manchmal in vollem Lauf, dann wieder holpernd und mühsam. Ich will sie erzählen, nicht nur wie ein Dokument festhalten, obgleich mir das als Geschichtsschreiber ja zustünde.

Doch nicht nur die Tatsachen will ich darstellen und somit der Nachwelt überliefern, sondern auch das, was zwischen ihnen wirkt, das eigentliche Leben, das sich so schwer in Zahlen und Berichte fassen lässt, weil Zahlen und Berichte nicht das ganze Herz des Schreibers fordern.

Ich möchte mit allen meinen Gefühlen und Sinnen dabei sein, als hätte ich mit diesen Menschen gelebt. So erzähle ich dies nicht als nüchterner Beobachter und Archivar, der alles gründlich ausgeforscht hat, sondern ich stecke selbst in meinen Geschichten mit drin. Wozu wäre mir sonst wohl meine Phantasie gegeben?

Wenn ich etwas nicht genau weiss, werde ich meine Vorstellungskraft zu Hilfe nehmen und so die Wahrheit finden und darstellen.

Warum ich es erzähle?

Auch deshalb, um herauszufinden, wo ich selbst stehe, welchen Weg ich gegangen bin. Und auch, um das andere Preussen zu finden, welches hinter dem allenthalben vorgezeigten Bild der Harmonie sichtbar wird, das auch mich sehr lange begleitet hat. Wer sollte es wohl entdecken können, wenn nicht ich, der Geschichtsschreiber, der Bibliothekar, der Archivar?

Die Weggefährten, die mich vor allem beschäftigen, sind der Musiker Carl Philipp Emanuel Bach und der Notendrucker und Schauspieler Friedrich Wilhelm Gemshorn.

Herr Bach wird ebenso in die grosse Geschichte eingehen wie sein Vater, der Leipziger Thomaskantor, obgleich er keine »Geschichte« gemacht hat, wie man so sagt. Ich erlebte ihn als strebsamen, fleißigen Mann, der alle seine Kräfte in die Arbeit, in seine, Musik steckte.

Jetzt ist Bach Musikdirektor in Hamburg; alle Welt drängt sich nach seinen Kompositionen und seiner Bekanntschaft. Zu Beginn meiner Geschichte ist er ein noch junger Cembalospieler, der gerade seine Studien in Leipzig und Frankfurt hinter sich gebracht und seinen Platz in der Rheinsberger Kapelle des Kronprinzen Friedrich gefunden hat.

Ob die Namen des Notenstechers Gemshorn einer ferneren Nachwelt erhalten bleiben werden, wage ich zu bezweifeln; für mich ist sein Leben jedoch ebenso wichtig wie das des Musikers Bach.

Auch diese beiden Menschen lehrten mich preussische Lebenswege kennen und mit meinem eigenen zu vergleichen, mich selbst besser zu verstehen.

Es hat mich ziemlich viel Mühe gekostet, bis ich herausfand, dass Friedrich Wilhelm Gemshorn der Sohn eines Scharfrichters und Henkers aus der Stadt Brandenburg an der Havel war.

Mit ihm also beginnt meine Geschichte.

Ich möchte sie anbieten wie eine Suite, wie eine Folge französischer Tänze, den Vergnügungen, am preussischen Hof zur Zeit der aufgezeichneten Geschichten angemessen. Daher wählte ich als Überschriften für meine Kapitel französische Tanzbezeichnungen, Entree ... Sarabande ... Courante ...

Gemshorns Vater hatte das schreckliche Amt schon vom Grossvater übernommen; auch dessen Vater musste die zum Tode Verurteilten hinrichten, mit dem Schwert, in der Seilschlinge, auch durch Ertränken in der Havel. Ein grässlicher Beruf! Er wurde zwar im Vergleich zu manch anderem Amt gut bezahlt, aber an diesem Geld klebte immer Blut.

Scharfrichter und ihre Angehörigen wurden zu den unehrlichen Leuten gezählt. Niemand wollte mit ihnen zu tun haben, in ihrer Nähe wohnen, mit ihnen sprechen. Der Henker musste mit seiner Familie am Rande der Stadt leben, möglichst ausserhalb der Mauern. Man sagte, er stehe mit Teufel und Hexen im Bunde. Das Amt musste vom Vater auf den Sohn vererbt werden, war keiner vorhanden, auf ein anderes männliches Mitglied der Familie. So blieb die Sippe immer unehrenhaft.

Friedrich Wilhelm Gemshorn wollte um keinen Preis Scharfrichter und Henker werden, er setzte seine Hoffnung auf die Soldaten. Die preussische Armee war unersättlich, dort fand jeder Eintritt. Der Werbefeldwebel, bei dem er sich meldete, war begeistert von dem grossen kräftigen Kerl, als er aber hörte, aus welcher Familie Gemshorn kam, sagte er nein, drehte sich um und ging fort.

Natürlich erfuhr der Vater davon und rieb sich die Hände.

»Komm mit!« sagte er, und widerstrebend folgte ihm der Sohn in die Kammer, in der das Richtschwert hing.

»Schau es dir genau an!« befahl der Vater. »Auch du sollst es in beide Hände nehmen und damit Verbrecher, die nichts Besseres verdient haben, vom Leben zum Tode befördern. Im nächsten Monat wirst du zwanzig Jahre alt, dann sollst du es zum ersten Mal tun!«

»Nein, ich will nicht!« sagte der Sohn, schlug die Tür hinter sich zu und verschwand kurze Zeit danach aus der Stadt Brandenburg.

Als die Flucht bemerkt wurde, sagten die Leute: »Der kann nicht weit kommen, hat ja einen roten Streifen um den Hals wie alle aus seiner Sippe. Der lässt sich nicht wegwischen, der sitzt unter der Haut. Ein Schandmal fürs Leben!«

Das stimmte natürlich nicht, doch Leutegerede zählt oft mehr als die Wahrheit.

Friedrich Wilhelm Gemshorn aber brachte die preussische Grenze hinter sich. Er durchschwamm einen Fluss und wurde erst am Tor einer kleinen sächsischen Stadt von den Wächtern aufgehalten.

»Heda, Geselle, woher? Wohin?«

Der Flüchtling liess den Kopf hängen und erfand eine Geschichte.

»Ich bin ein Mecklenburger, den man zu den preussischen Truppen gepresst hat. Denen konnte ich entlaufen, wusste aber die Richtung nicht. Statt nach Norden rannte ich gen Süden, daher bin ich nun hier. Ich möchte so schnell wie möglich in meine Heimat zurück, durch Brandenburg traue ich mich natürlich nicht...«

Die Torwächter nickten verständnisvoll. Es kam öfter vor, dass sie entlaufene brandenburgisch-preussische Soldaten aufgriffen, manche von ihnen waren schrecklich zugerichtet. Ganz so schlimm ging es bei den Sachsen nicht zu.

»Ach, da hat Ihn ja ein schweres Schicksal getroffen! Nun sehe Er nur zu, dass Er so schnell wie möglich wieder in die Heimat kommt«, sagte der ältere Torwächter.

Friedrich Wilhelm Gemshorn traute seinen Augen nicht, als ihm der gemütliche Sachse sogar noch einen Zehrpfennig reichte. Er hob seinen Kopf, fasste Mut, trat in die Stadt ein und fragte den ersten besten Mann: »Habt Ihr eine kleine Arbeit für mich?«

Dann erzählte er wieder seine Soldatengeschichte und dass er hier nur ein paar Pfennige verdienen und in seine Heimat zurückkehren wolle. Auch dieser Mann war mitleidig. Er kratzte sich hinterm Ohr und fragte: »Kann Er wohl die Blasebälge meiner Orgel zu Boden kriegen? Ich bin hier Organist, muss Er wissen, und manchmal fehlt es mir an einem Bälgetreter.«

Mit einer solchen Arbeit hatte Gemshorn zwar noch nie etwas zu tun gehabt, aber warum nicht? So willigte er ein, und der Organist nahm ihn mit.

In den ersten Tagen war alles neu für Friedrich Wilhelm Gemshorn. Er konnte sich nicht daran gewöhnen, dass er niemandem aus dem Wege zu gehen brauchte, dass nicht jedermann ihm den Rücken zeigte oder an ihm vorbeisah, als gäbe es ihn nicht, wie er es von daheim gewohnt war. Dass ihm die Leute Geld und Leckerbissen zusteckten und nach seinen Erlebnissen bei den Preußen fragten, die hier unbeliebt waren. Gemshorn wunderte sich selbst darüber, wie gut er Geschichten erfinden konnte, die er erlebt haben wollte und die Eindruck auf die Leute machten. Zum Beispiel diese: »Ich führte die Schafherde meines Vaters über das Weideland, das zwischen der mecklenburgischen Heide und der Prignitz liegt. In den kühlen Nächten kroch ich in meinen Schäferkarren, darin konnte ich lang ausgestreckt liegen und schlafen; die Schafe lagerten ringsum. Am Tage schob ich den Wagen ein Stück weiter, dorthin, wo die Schafe etwas zu fressen fanden.

Und bei diesem friedlichen Geschäft haben mich preußische Werber erwischt, die wieder einmal auf Soldatenfang waren. Dem Hütehund warfen sie eine halbe Wurst vor, da gab der keinen Bluff mehr von sich. Es war nachts, ich schlief. Sie nagelten meine Wagentür zu und schoben mich einfach über die Grenze ins Brandenburgische. Ich schrie und schlug mit den Fäusten gegen die Bretter, aber was half mir das?

Bis heute weiß ich nicht, was aus meinen Schafen geworden ist. Die Preussen preßten mich zu den Langen Kerls, zur Leibgarde des Königs. Es ist eben nicht immer gut, wenn man so groß ist! Als ich nicht wollte, prügelten sie mich halbtot.

»Gut«, sagten sie, »wenn du nicht Soldat werden willst, machen wir dich zum Henker und Scharfrichter, uns fehlt gerade einer, um die vielen Fahnenflüchtigen und Aufsässigen zu bestrafen!«

Das aber wollte ich natürlich erst recht nicht. So liess ich mich in die bunte Montur stecken und lernte marschieren und das Gewehr schultern. Dann setzte ich alles auf eine Karte und floh. Fragt nicht, auf welchem abenteuerlichen Schleichwegen ich hierher gekommen bin!

Schrecklich ist das Leben drüben im Preussischen! Die Mütter schlagen ihre kleinen Söhne jeden Tag zehnmal auf den Kopf, damit sie nicht wachsen und in die Höhe schießen, denn sonst müßten sie auch zu den Langen Kerls ...«

Gemshorn genoss es, dass seine Geschichte so gut ankam, dass die Leute nicht nur Augen und Mund aufrissen, sondern auch noch auf die Preußen schimpften. Ihr Mitleid kam ihm ja nur zugute! Der Organist aber schüttelte den Kopf.

»Nun vergesse Er Seine schwarzen Erinnerungen und folge Er mir an die Arbeit!«

Dagegen sträubte sich Gemshorn nicht, denn er war ein fleißiger Mensch. Dass er aber so gut und schnell Geschichten erfinden und erzählen konnte und dass man ihm jedes Wort glaubte, da er sie mit großer Überzeugungskraft vortrug, das war neu für ihn. Er fühlte sich wohl dabei.

Zeit zum Nachdenken hatte er genug. Der Organist saß viele Stunden täglich an der Orgel und übte, und Gemshorn musste die Fußhebel vom Blasebalg treten. Das war etwas! Gemshorn gefiel die Musik und vor allem die Stimmung in der hohen spitzbogigen Kirche so gut, dass ihm das eintönige und anstrengende Bälgetreten nicht zu viel wurde.

»Will Er bald weiter, oder ist Er auch an anderer Arbeit interessiert?« fragte der Organist, der einen Hof- und Ackerknecht brauchte. Vom Orgelspiel allein konnte niemand leben, und so betrieb er nebenher eine kleine Landwirtschaft, wie die meisten Bürger des Städtchens. Nun kam die Erntezeit heran, jede Hand wurde gebraucht.

Gemshorn blieb. Das Essen war gut, bald klimperten auch ein paar überzählige Münzen im Hosensack. Zu Beginn des Winters fragte der Organist: »Traut Er sich zu, für mich Noten abzuschreiben?«

Noch niemals hatte Gemshorn etwas mit Noten zu tun gehabt, er konnte ja nicht einmal schreiben und lesen. Sein Wohltäter legte ihm ein beschriebenes Notenblatt vor, ein leeres daneben und sagte: »Nun versuche Er sich einmal daran. Es ist, als ob Er etwas abzeichnet. Wenn Er sich verschreibt – hier sind neue Blätter.«

Schon beim zweiten Anlauf brachte Gemshorn eine richtige Abschrift fertig, und der Organist meinte: »Er ist ein Tausendsassa! Die Preußen hätten an Ihm einen rechten Fang getan, aber schade um einen so begabten Menschen bei den Soldaten! Ich habe noch viele Blätter, die Er abschreiben und sich damit ein gutes Stück Geld verdienen kann.«

Gemshorn wagte daraufhin zu sagen: »Ich möchte kein Geld, sondern Noten lernen. Und auf Eurem Instrument spielen.«

Der Organist war noch erstaunter: »Was ist Er für ein Mensch! Doch warum nicht? Wollen sehen, wie Er sich anstellt.«

Gemshorn trat die Blasebälge, schrieb Noten ab, arbeitete auf dem Acker, und in jeder freien Minute versuchte er sich an der Orgel, lernte schnell und verlor Schüchternheit und Zurückhaltung. Der Organist bedauerte es sehr, dass der junge Mann nach einem Jahr zum Aufbruch rüstete, um sich, wie er sagte, noch ein größeres Stück von der Welt anzusehen, ehe er nach Hause zurückkehrte.

Sein Ehrgeiz war erwacht. Es genügte ihm nicht mehr, am Amt des Scharfrichters vorbeigekommen zu sein. Das kleine Städtchen schien ihm plötzlich zu eng, und jemand, der so anständig und gelehrig war wie er, musste es doch zu etwas Großem bringen, etwas Besonderes werden. So dachte Gemshorn.

Da er keine Angst kannte und sich auf jedes Risiko einließ, kam er rasch vorwärts, lernte fremde Sprachen, parlierte italienisch wie ein wandernder Scherenschleifer oder Mausefallenhändler und französisch wie ein Tanzmeister. Zum Vergnügen seiner Zuhörer verstand er sich darauf, die Sprachen zu einem drolligen Kauderwelsch zu vermengen.

Das hatte er sich als Komödiant angewöhnt. Zwei Jahre lang war er mit einer Schauspielertruppe durch Böhmen, Österreich und Italien gezogen, spielte heute mit in einem prächtigen Schloss, morgen in einem Wirtshaus oder einer Scheune und übermorgen unter freiem Himmel in Stücken, die nicht immer zu den edelsten Blüten der Schauspielkunst zählten. Er wusste bald nicht nur mit Orgel und Cembalo, sondern auch mit Dudelsack und Flöte, ja auch mit Drehleier und Brummscheit umzugehen.

Doch er entdeckte in sich auch etwas anderes, und auch das macht ihn für unsere Geschichte interessant, obgleich es nichts Gutes ist: Er wurde nicht nur ein ausgezeichnete Notenkopist, sondern lernte auch mit grossem Erfolg Unterschriften fälschen und mit einer unsichtbaren Tinte schreiben. Erst wenn das beschriebene Blatt ein Weilchen in einer nach geheimen Rezepten zubereiteten Flüssigkeit gelegen hatte, wurde die Schrift wieder lesbar. Ausserdem lernte er auch Feuer aus Stein schlagen, sogar aus nassem, Pferde kurieren, Zähne ziehen und galt als geschickt bei allen, die ihn kennen lernten.

Gemshorn ritt, schoss und focht mit dem Florett und Säbel wie ein alter Haudegen, er wurde mehrmals von vornehmen ängstlichen Herren als Doppelgänger angeheuert. Als er einem von ihnen wirklich das Leben rettete, unter Einsatz des eigenen, dankte der ihm mit einer Summe harter Taler. Ein paar falsche Unterschriften auf Wechseln und kleine Diebereien schließlich ließen das Guthaben noch anschwellen, er schadete keinen Armen damit.

Nach zehn Jahren wagte er es, in seine Heimat zurückzukehren, ein stattlicher hoch gewachsener Mann von dreißig Jahren. Was er dort beginnen wollte, wusste er nicht genau, war aber überzeugt, dass es etwas ganz Außergewöhnliches sein werde. Preussen war der richtige Boden für ihn, ein Land mit Zukunft, davon hatte er in Wien und in Dresden erzählen hören.

Gemshorns Vater war inzwischen verstorben, das Amt des Brandenburger Scharfrichters an einen Verwandten gefallen. Niemand kannte oder erkannte den jungen Mann. Also ließ er sich in Berlin nieder. Erst hier legte er sich den Namen Gemshorn zu.

Ich habe übrigens nicht herausfinden können, wie er mit ursprünglichem Familiennamen hiess. Es war damals nicht gerade schwer, in Berlin unter falschem Namen zu leben, denn in jenen Tagen strömten von allen Seiten Fremde ein.

Hier in der Residenz kaufte Gemshorn sich ein stattliches Haus für billiges Geld. Es war in der Nähe des Schlosses gelegen, und düstere Geschichten rankten sich darum, weshalb es lange leer stand und billig zu haben war. Es kam mir immer wieder zu Ohren, dass man zwar ehemals, als es bewohnt, viele Leute in dieses Haus gehen sah, dass aber nie etwas herausdrang, was sich nach geselliger Lustbarkeit anhörte. Und nie schien Licht durch die Fenster, sie seien immer dunkel gewesen.

Gemshorn fürchtete sich nicht, er bezog das Haus und richtete sich eine Werkstatt für den Notendruck ein, obgleich er zunächst ungern an den Abschied vom Wanderleben dachte. Doch er hatte sich entschieden. Alles auf die Karte eines bürgerlichen Gewerbes wollte er setzen, seßhaft werden, Ansehen gewinnen, wie es die Druckherren in Leipzig und Nürnberg, deren Werkstätten er besichtigt hatte, schon längst besaßen.

Mit seinem geschärften Blick hatte er sich bald ein Urteil über Preußen und das Berliner Leben gebildet. Ihm konnte man nichts vormachen! Preußen war ein Staat, in dem es vor allem Emporkömmlinge zu etwas bringen konnten. Und Gemshorn wollte es zu etwas bringen..

Aus dem Haus konnte er zunächst nicht so recht schlau werden. Die Haustür führte sogleich in die große Stube, eine Diele gab es nicht. Ins Dachgeschoss gelangte man über eine wacklige Leiter. Dort musste Gemshorn sogleich zwei Grenadiere einquartieren und von seinem Geld verpflegen, wie es damals in Berlin üblich war. Fast alle Bürgerhäuser mussten Soldaten des Königs beherbergen und für billiges Geld beköstigen. Die meisten Wirtsleute stöhnten über diese Belastung und wollten ihre uniformierten Mieter lieber heute als morgen los sein. Aber was

konnten die armen Soldaten dafür? Nicht einmal ich, der angesehene Gelehrte, konnte mich von dieser Belastung freikaufen.

Die Einrichtung in Gemshorns Haus war karg, ein paar alte Stühle ohne Polster, ein Tisch mit zerkratzter Platte, kein Schrank, nur zwei Truhen. Ein paar Gläser, ein Topf, etwas Geschirr.

Eines Tages fiel Friedrich Wilhelm Gemshorn eine Münze hinunter, rollte über den Fußboden und verschwand in einem Spalt. Er bückte sich schnell danach, es handelte sich schliesslich um ein Talerstück! Doch so sehr er auch suchte, das Geld war verschwunden. Er holte sich ein langes spitzes Messer und stocherte damit zwischen den Fußbodenbrettern herum. Das Messer fuhr in ganzer Länge in einen Hohlraum.

Da sah Gemshorn genauer nach und entdeckte im Fußboden eine Falltür, die sich hochziehen liess, es ging allerdings schwer. Schließlich kam er darauf, daß an der Decke ein Flaschenzug befestigt war, durch den ein Seil gezogen werden konnte. Damit ließ sich die Falltür ganz leicht bewegen. Sie knarrte und ächzte. Eine Leiter mit bequemen Stufen führte in den Keller. Gemshorn suchte sich eine Laterne und stieg hinab.

Zu seinem Erstaunen fand er unten eine Wohnung von mehreren Räumen. Hier lagen die eigentlichen Gemächer des Hauses! Die Räume oben waren nur Vorzimmer! Dort unten herrschte ein wüstes Durcheinander. Zerbrochenes Geschirr lag herum, Kartenspiele, Gläser, von Motten und Mäusen zerfressene abgetragene Kleidungsstücke, unansehnliche Schränke und Truhen standen herum. In den Ecken hingen Spinnweben. Über den Fussboden huschte Getier, das mochte durch die Lüftungsschächte von draußen eingedrungen sein. Auch Öfen waren vorhanden. Und hier unten lag das Talerstück.

Nachdem sich Gemshorn von seiner Überraschung erholt hatte, machte er sich an die Schränke und Truhen. Er wühlte und wühlte, förderte aber nur alte Kleidungsstücke, zerbrochenes Gerät, Kartenspiele und Gläser zu Tage. Davon liess sich nichts mehr beim Trödler absetzen.

Gemshorn hatte auf seinen vielen Reisen vieles Ungewöhnliche kennen gelernt, Tapetentüren, Geheimfächer, Schalltrichter, in Schornsteinen versteckte Treppen, daher fühlte er sich durch diese Entdeckung nicht lange verblüfft, sondern überlegte, was sich mit diesen geheimen Räumen wohl anfangen liesse ... Abwarten! Er rieb sich die Hände. Das war etwas! Es hatte sich also doch gelohnt, nach Berlin zurückzukehren. Ein Haus mit einer geheimen Wohnung ...

Wie ich nach vielen Bemühungen erfuhr, war es ein Maimorgen des Jahres 1740, als sich der Notenschreiber Friedrich Wilhelm Gemshorn auf den Weg von Berlin nach Rheinsberg machte. Obwohl er sich nur die allernötigste Ruhe gönnte, brauchte er mehrere Tage, bis endlich das Städtchen Rheinsberg in der blauen Abenddämmerung auftauchte. Dem Notenschreiber brannten die Füße, er konnte kaum noch einen Schritt vor den anderen setzen, und sein Magen knurrte schon seit Stunden. Zum Glück grüßte gleich neben dem Stadttor ein messingnes Wirtshausschild, in dem eine schief geratene Krone abgebildet war. Nur schnell hinein, die Füße von sich strecken, ein Abendbrot und einen Humpen Bier bestellen.

»Nun, Monsieur, müde von der Reise?« fragte der Wirt, während er den Tisch mit einem Lappen blankrieb. Er war ein zierlicher dunkeläugiger Mann mit raschen Bewegungen. Auf dem Kopf trug er ein Lederkappchen. Wie viele andere seiner Rheinsberger Mitbürger stammte er aus Frankreich.

Gemshorn nickte nur. Der Wirt liess nicht locker, und als der Gast seine Abendmahlzeit verzehrt und einen zweiten Bierhumpen geleert hatte, wußte der Franzose alles, was er wollte, nämlich dass dieser Neuankömmling im Auftrage des kronprinzlichen Kammerdieners Fredersdorff Noten abschreiben sollte, dass der Kronprinz noch immer in Potsdam bei seinem schwerkranken Vater, dem König, weilte und von seiner Rückkehr in das Rheinsberger Schloss nichts bekannt war, dass man in Berlin täglich mit dem Tod des Königs rechnete. Auch ich kann mich noch deutlich an die Spannung jener Tage erinnern.

Letztere Nachrichten hörte der Wirt allerdings gar nicht gern, denn sie bedeuteten das Ende der Rheinsberger Zeit des Kronprinzen, der dann mit seinem kleinen Hofstaat nach Berlin und

Potsdam. übersiedeln würde. Ob es sich dann noch lohnte, ein Wirtshaus neben der Stadtmauer zu betreiben?

»Nun, Monsieur, wo wird Er wohnen? Will Er nicht Quartier in meiner Maison nehmen?«  
Donnerwetter, dachte Gemshorn, »Maison« nennt dieser Wirt sein Häuschen, das bedeutet so viel wie vornehmes Absteigequartier. Diese Franzosen nehmen den Mund ja ziemlich voll!  
Aber er nickte und ließ sich in eine Schlafkammer führen. Gleich früh am Morgen wollte er sich, gut ausgeschlafen, gesäubert und frisiert, ins Schloss aufmachen und bei dem Kammerdiener Fredersdorff melden.

Und so geschah es. Dem neugierigen Gemshorn bot sich am anderen Tage ein vergnüglicher Anblick. Über den See grüßte ihn das Schloss mit seinen beiden dicken Türmen, von denen der rechte das Arbeitskabinett des Kronprinzen beherbergte. Die in Sonne getauchten Figuren auf dem Dach hoben sich lebendig gegen den Morgenhimmel ab. Schlank und zierlich standen Säulenpaare auf den Stufen zum See hin und trugen eine Balustrade mit steinernen Blumenvasen und Kindergruppen.

Was hatte nun Gemshorn nach Rheinsberg geführt?

Einige der Kapellbedienten, der Musikanten des Kronprinzen, hatten sich beklagt, sie könnten ihre Noten nicht mehr lesen, denn die Blätter seien vom ständigen Gebrauch zerfleddert. Es war nicht ausgeblieben, dass beim Spielen Fehler vorkamen. Sie könnten das Schimpfen des Flötenmeisters Quantz einfach nicht mehr ertragen..

Mit ihrer Beschwerde hatten sie sogar Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen in den Ohren gelegen, und der befahl, man möge sich nach einem Notenschreiber umsehen, der gründlich Ordnung schaffen solle. Nach einigem Suchen war der Kammerdiener Fredersdorff in Berlin auf Friedrich Wilhelm Gemshorn gestossen, der sich mit einer schön leserlichen Notenschrift empfahl.

Fredersdorff hatte mir erzählt, dass er zwar froh wäre, diesen Mann gefunden zu haben, aber nicht wisse, wovon er ihn bezahlen solle. Der Kronprinz hatte kein Geld dagelassen!

So hielt der Kammerdiener den Notenschreiber erst einmal hin, als es um Geld ging. Gemshorn werde ganz bestimmt auf seine Kosten kommen und solle sich gedulden. Er wurde zu Tisch gebeten und mit dem Besten und Feinsten bedacht, was Küche und Keller des Schlosses Rheinsberg bieten konnten. Im Glas perlte grüngoldener Wein. Die mit gewürztem Fleisch gefüllten Pasteten ließen das Wasser im Munde zusammenlaufen. Die kandierten Früchte galten weit und breit als besondere Spezialität des Hauses. Gemshorn ließ sich alles schmecken, aber es missfiel ihm, dass er nicht sogleich ein Handgeld erhielt, und er wollte genau wissen, wie viel ihm diese Arbeit insgesamt eintragen werde.

»Ich möchte mein Berliner Haus ausbauen und standesgemäß einrichten. Die Pressen für meine Druckerwerkstatt bekomme ich auch nicht umsonst.«

Fredersdorff beschwichtigte ihn immer wieder: »Sei Er mir nicht so ängstlich. Er wird schon sehen ...«

Dann breitete der Kammerdiener geschäftig die Notenblätter zum Abschreiben aus. Die meisten enthielten Kompositionen des Kronprinzen, aber Gemshorn beugnete auch den Namen Quantz, Graun, Benda und Bach.

»Das ist gute Musik«, sagte er, »die solltet Ihr Euch etwas kosten lassen.«

Fredersdorff fühlte sich wieder einmal unsicher und unbehaglich, er verstand nämlich nichts von Musik. Auch nicht von anderen Künsten. Er war ja nur ein einfacher Soldat, aber während der schwersten Monate des Kronprinzen, während der Haft in Küstrin war er zu dessen zuverlässigstem Freund und Vertrauten geworden. Ohne Fredersdorffs Hilfe und Pflege hätte der Kronprinz die Auseinandersetzungen mit dem Vater wohl nicht überlebt. Als es endlich zur Versöhnung kam und der Vater dem Sohn das Schloss Rheinsberg gewissermaßen als Entschädigung erlaubte, setzte der Kronprinz seinen Fredersdorff an die erste Stelle der Dienerschaft. Aber er tat dem ehemaligen Soldaten damit keinen Gefallen, denn wenn der den Kronprinzen nicht hinter sich wusste, fühlte er sich verlacht und verachtet. Oft suchte er bei mir

– dem Schreiber dieser Geschichten – Hilfe und Stärke in seiner Unsicherheit. Und nun dieser selbstbewusste Notenschreiber!

Gemshorn liess sich im Grünen Musiksalon nieder – in diesem Raum waren Polster und Wandbespannungen von dunkelgrüner Farbe – und begann mit dem Kopieren der Notenblätter. Das sprach sich schnell bei den Kapellbedienten herum, und *einer* nach dem anderen fand sich ein, um Neuigkeiten zu erfahren und sich Abwechslung zu verschaffen. Die Musikanten langweilten sich, da der Kronprinz schon so lange von Rheinsberg abwesend war. Gemshorn wurde neugierig auf diesen kleinen Hof und fragte die Kapellbedienten ganz unverblümt aus. Er erbat und erhielt auch die Erlaubnis, sich in den unteren Räumen und der Umgebung des Schlosses nach Herzenslust umzusehen.

Rheinsberg war auch damals schon bei uns in aller Munde. Ich habe das alte, einer Burg gleichende Haus vor dem Umbau nicht gesehen; es wurde mir jedoch immer wieder versichert, dass es damit nicht weit her gewesen sei. Von einem Schloss hätte keine Rede sein können; erst der Baumeister Knobelsdorff habe aus dem halbverfallenen Gemäuer diesen Prachtbau gemacht. Es gab jedoch bei uns auch Stimmen der Entrüstung. Man warf dem Kronprinzen Verschwendung vor. Preußen sei ein armes, karges Land. und könne sich solche prächtigen Schlösser nicht leisten. Diese sonderbaren Höflinge und Künstler seien Schmarotzer und Verschwender. Ich schließe mich dieser Meinung nicht an, denn ich kam oft in den Genuss der Rheinsberger Musik-, Theater- und Literaturabende und kann nur rühmende Worte finden, von einigen Verirrungen freilich abgesehen.

Allerdings bewegten mich nach solchen Abenden auch oft recht eigenartige und kritische Gedanken.

Damals zählte die Porzellankunst zu den grossen aufregenden Neuheiten, über die man viel sprach, gerade auch in Rheinsberg. Auf die Glasur allein käme es an, rief jemand mit Nachdruck; ich weiss heute wirklich nicht mehr, wer es war. Seither sind ja mehrere Jahrzehnte vergangen. Weiss müsse die Glasur sein, regelmäßig und glänzend, an den gebrannten Ton darunter dürfe man nicht denken.

Nun, ich verstehe auch jetzt noch nichts von der Technik des Porzellanbrennens und kann daher noch immer nicht die Unhaltbarkeit jener Behauptung am eigentlichen Gegenstand beweisen, aber ich nahm sie damals schon als Gleichnis dafür, dass es der neuen Hofgesellschaft und vor allem dem Kronprinzen auf den glänzenden Überzug ankam, auf die Glasur des Lebens, nicht auf den soliden festen Kern.

Oder ein anderer Vergleich.

Damals waren die chinesischen und japanischen Lackmöbel bei uns im Schwange, wurden bestaunt, teuer bezahlt und nachgemacht, all die Schränkchen auf krummen Beinen, Tischchen und Kästchen, weniger zum Gebrauch als nur zur Verzierung des vornehmen Lebens bestimmt.

Ich habe einmal einem Berliner Lackierer bei der Arbeit zugesehen, wie er bedächtig und vorsichtig Lackschicht um Lackschicht auftrug, jeden Lufthauch abschirmend, damit sich kein Stäubchen in der noch klebrigen Schicht festsetzte. Immer wieder beteuerte er: »Auf das feste Holz darunter kommt es an, Monsieur de La Chevallerie, sonst wäre alle diese Mühe vergebens.«

Noch immer kommt mir unser höfisches Leben vor wie eine dünne, allzu dünne Lackschicht über schlechtem, unausgereiftem Holz, und immer wieder formen sich in mir die Worte vom Königslack und der Preußenglasur. Viele meiner Freunde verstehen mich und teilen meine kritische Meinung.

Doch zurück zur Rheinsberger Gesellschaft. Sie hatte in den deutschen Fürstentümern nicht ihresgleichen, war bunt zusammengewürfelt und doch auf gemeinsame Ziele ausgerichtet: Vergnügen bei gebildeter, witziger Unterhaltung, bei Kunst und Philosophie. Dergleichen suchte man in Berlin vergeblich. In Rheinsberg konnten sich Genies, Schmarotzer und Scharlatane entfalten, vorausgesetzt, der Kronprinz fand sie interessant.

Seit einigen Wochen lebte auch ein sächsischer Hofmann im Rheinsberger Schloss, Johann Nepomuk Reichsfreiherr von Nostitz. Es gab Gespräche über ihn und manches Kopfzerbrechen, denn man konnte sich nicht vorstellen, was er eigentlich im Rheinsberger Schloss trieb. Er war weder ein Genie, noch ein Scharlatan, noch ein Künstler oder Literat, sondern ein trockener, pedantischer, zurückhaltender unscheinbarer Mann, der weder ein Instrument spielte, noch die neuesten französischen Romane gelesen hatte und sich auch im Trinken nicht sonderlich hervortat. Man munkelte, er habe geheime Aufträge und sei Verbindungsmann zwischen dem sächsischen Hof und dem Kronprinzen, und man täte schon besser daran, nicht weiter zu fragen. Und so verhielt es sich tatsächlich.

Johann Nepomuk von Nostitz war im sächsischen Pagenkorps, der Eliteschule des Adels, erzogen worden, sehr jung schon Offizier geworden, hatte sein Heimatland verlassen und Dienst bei der Kaiserlichen Armee in Wien genommen. Seine Verbindungen in die Hofburg, die Residenz des Kaisers, waren besser als die so mancher österreichischer Offiziere und Edelleute. Da er geschickt war, niemals die Übersicht verlor und mehrere Angelegenheiten nebeneinander betreiben konnte, betraute man ihn mit diplomatischen Aufträgen und war gar nicht ungehalten darüber, als er später den Wunsch äusserte, in seine sächsische Heimat zurückzukehren und sich danach in preussische Dienste zu begeben. Der Kaiser selbst hatte sich mit der Person des Reichsfreiherrn von Nostitz beschäftigt und ihn wissen lassen, dass man in Wien allezeit offene Ohren für die Verhältnisse am sächsischen, mehr noch aber am preußischen Hof haben werde und dass man auch nicht knauserig sein wolle, wenn sich Nachrichten darüber nach Wien übermitteln liessen.

Ebenso interessiert zeigte sich der preussische Kronprinz an Berichten vom sächsischen Hof. Das war nun der Grund, weshalb er den trockenen Sachsen, der gern Kaffee trank und miserabel französisch sprach, am Rheinsberger Hof duldete und bisweilen sogar auszeichnete. Von Dresden konnte man weiter nach Europa hineinschauen als von Berlin. Und damals trugen die Dresdener Türme noch keine Wunden von preußischen Granaten.

So lebte Nostitz nun in Rheinsberg und ertrug mit Gleichmut, dass er als sächsischer Kaffeeschlürfer bezeichnet wurde. Vielleicht mag ihm die Rheinsberger Hofgesellschaft bisweilen ähnlich vorgekommen sein wie mir: eine Versammlung marmorner oder wenigstens sandsteinerner Götter- und Heldenfiguren auf hohen Sockeln, eine Zierde für Garten und Park, interessant zum Anschauen und geeignet zur Belustigung.

Mit großem Interesse beobachtete er also die Rheinsberger »Götterfiguren«, zum Beispiel Johann Wilhelm Senning, den ich auch gut gekannt habe, den Lehrer des Kronprinzen, der noch unter der Regierung des großen Kurfürsten geboren war. Ein ernster, rechtschaffener Mann war er, konnte aber auch lustig und ausgelassen sein. Er ließ so manche kluge Bemerkung über den alten König und den jungen Kronprinzen fallen und ahnte nicht, dass sich Nostitz alles notierte.

Und dann der Baron Dietrich von Keyserlingk, der immer so tat, als könne er einfach alles. Er gab vor, sechs Sprachen fest zu beherrschen und eine noch größere Anzahl zu verstehen. Er komponierte, spielte viele Instrumente, trieb Mathematik zum reinen Vergnügen und hielt sich für den besten Tänzer, Schützen und Reiter von der Welt. Er konnte nichts für sich behalten, sondern plauderte alles aus, was er gehört, und auch das, was er selbst erfunden hatte, so dass es Nostitz Mühe kostete, zwischen Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden.

Der auffälligste und quirligste Gast in Rheinsberg war Herr de Chasot mit den ungewöhnlichen Vornamen Isaak Franz Egmont, der die Rolle des Hanswurst spielte, nichts ernst nahm, alles verdrehte, was ihm gesagt wurde, und es darauf anlegte, dass alle ihn missverstanden. Herr von Nostitz aber kam ihm auf die Schliche und erfuhr von ihm wichtige und interessante Neuigkeiten. Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, dass Herr de Chasot das geheime Nachrichtenspiel durchschaute und darin eine Rolle auch für sich in Anspruch nahm. Sein Weg an den Rheinsberger Hof war abenteuerlich genug, er erzählte jedem, der es hören oder auch nicht wissen wollte, dass der Kronprinz Friedrich ihn aus dem Hauptquartier des Prinzen Eugen, damals Kaiserlicher Feldherr, entführt und zu seinem Privatsekretär gemacht hätte.

Nostitz entlockte dem Privatsekretär anschauliche Schilderungen darüber, wie unmanierlich der Kronprinz mit seiner Frau Kronprinzessin umging; solche Berichte waren sowohl in Dresden als auch in Wien beliebt.

Übrigens hatte der Freiherr von Nostitz doch etwas aufzuweisen, was ihm Bewunderung eintrug, er verstand es, aus den am Hofe üblichen Trinkgelagen stets nüchtern hervorzugehen.

Auch ich in meiner Eigenschaft als Archivar und Bibliothekar war einmal Gast einer Rheinsberger Tafelrunde, wie sie der Kronprinz von Zeit zu Zeit um sich zu versammeln pflegte, auch um die Herren in ihrer Trinkfestigkeit auf die Probe zu stellen. Seine Gelage waren berüchtigt. Auch Ihre Königliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin, beteiligte sich gern an derben Spässen, da auch sie dann einmal neben ihrem alles beherrschenden Mann zur Geltung kam.

Mit Nostitz zusammen war auch ein geadelter Hamburger Kaufmannssohn namens Billfeld in die Rheinsberger Hofgesellschaft eingetreten, und beide sollten bei einem Gelage aufs Kreuz gelegt werden. Unter einem Vorwand wurden sie nach draußen gelockt, und währenddessen mischte ihnen die Frau Kronprinzessin einen Trunk zusammen, der es in sich hatte, und wie!

Nostitz kostete davon, wurde misstrauisch und brachte es fertig, den Humpen heimlich auszugießen, Billfeld aber leerte ihn auf einen Zug. Danach fühlte er sich wie im Paradies, es war ihm so leicht, als ob er schwebte. Er riss das Wort an sich und legte mit innerem Feuer und voller Entzücken dem Kronprinzen den Hamburger Hafen samt allen Schiffen zu Füßen.

Die Kronprinzessin freute sich über solchen Erfolg und warf vor Vergnügen ihr Glas an die Wand, es zersplitterte, und die Scherben klirrten zu Boden. Ich kann mich noch genau daran erinnern, dass alle anderen Trinkgenossen ihrem Beispiel folgten und die Gläser an Wände und Decke warfen. Und sogleich erschienen Diener und brachten auf silbernen Tablets neue Gläser.

Nun aber ging das ausgelassene und frivole Spiel erst richtig los, auch diese Gläser zerschellten an der Wand, dazu alles Kristall, Porzellan und was sich sonst in dem Saal an Zerbrechlichem befand, Schalen, Spiegel und Leuchter wurden in tausend Stücke zerschlagen. Nostitz aber setzte seine gleichmütige Miene auf und rührte kein Glas an.

»So machen Sie doch mit!« schrie ihn Billfeld an. »Sitzen Sie nicht so dumm da, als könnten Sie kein Wässerchen trüben! Jetzt beginnt Preussens Gloria!«

Dieser Ausspruch machte blitzschnell die Runde in der Gesellschaft.

»Ein Hoch auf Preussens Gloria!« schrie man. »Der Kronprinz soll leben und uns goldenen Zeiten entgegenführen!«

Das kronprinzliche Paar hatte die lärmende Gesellschaft aber schon verlassen und sich zur Ruhe begeben. Als Letzter wankte Herr von Billfeld vom Ort des Gelages, nachdem er es zuvor abgelehnt hatte, sich von Herrn von Nostitz begleiten zu lassen.

»Ich finde allein ins Bett, ich brauche keinen Menschen«, sagte er auch dann noch, als sich niemand mehr im Saal befand, machte sich auf die schwankenden Beine, fiel im Dunkeln die Treppe hinunter und blieb bewusstlos in der Eingangshalle liegen.

Erst im Morgengrauen wurde er von einer alten Hausmagd entdeckt, die ihn für den grossen schwarzen Schlosspudel hielt, der sich wieder einmal ins Haus geschlichen hatte, anstatt in seiner Hundehütte zu schlafen.

Entrüstet versetzte sie ihm mehrere Fusstritte und wunderte sich, dass der Hund nicht aufjault, sondern nur leise stöhnte. Schliesslich bemerkte sie ihren Irrtum und kam darauf, dass es sich um Herrn von Billfeld handelte. Sie erhob ein grosses Geschrei, und endlich wurde der betrunkene Höfling ins Bett gebracht und sogar von einem Arzt betreut, der ihn zur Ader ließ, was damals als erfolgreichste Behandlung galt.

»So präsentiert sich also Preussens Gloria!« schloss Herr von Nostitz seinen Bericht über dieses Rheinsberger Trinkgelage nach Wien und Dresden, wobei er natürlich wusste, dass es dort nicht gesitteter zugeht. Später liess man ihn wissen, dass man sich über seine Schilderung der Rheinsberger Zustände sehr erheitert habe und mehr über »Preußens Gloria« erfahren wolle.

Ich bin darüber recht gut informiert, weil mir später dieser Bericht, als Kriegsbeute in Dresden beschlagnahmt, in die Hände kam und zur Aufbewahrung anvertraut wurde. Dieser Herr von

Nostitz erschien mir als ein erbärmlicher Schmierfink. Und beim Nachdenken über Preußens Gloria kamen mir Tränen und Zornesgedanken zugleich. Ich wünschte mir ein anderes Preußen.

Nun aber zurück zu Gemshorn. Er saß fleißig über seinen Noten und schrieb und strichelte, aber sobald sich der Kammerdiener Fredersdorff bei ihm sehen ließ, stellte er unangenehme Fragen.

»Halten zu Gnaden, Monsieur, aber wie ist es mit meinen Einkünften? Wann werde ich das versprochene Geld erhalten? Auch in Berlin wartet Arbeit auf mich.«

Er merkte, dass es Fredersdorff bei solchen Reden angst und bange wurde. Natürlich dachte er gar nicht daran, so schnell nach Berlin zurückzukehren.

Wenn doch nur der Kronprinz wieder einmal nach Rheinsberg käme und die Kassenschatulle auffüllte! dachte Fredersdorff, der keinen Taler bares Geld mehr in Händen hatte. Wie sollte er den Notenschreiber bei guter Laune halten? Er konnte doch nicht einfach die Kronprinzessin um Kredit bitten, denn die behandelte ihn immer so von oben herab, als sei er der letzte Stallknecht.

Doch bei diesem Gedanken fiel ihm etwas ein. Er wollte Gemshorn in die Etage der Kronprinzessin, die sich gerade auf einer Ausfahrt befand, führen, gewissermassen als eine kostenlose Zuwendung und als Beweis seiner besonderen Zuneigung zu dem Notenschreiber. Dieser Methode bedienten sich die Herrschaften immer wieder mit Erfolg.

»Folge Er mir, Gemshorn, Er soll etwas ganz besonders Schönes sehen!«

Dafür war Gemshorn zu haben. Schon vom Treppenhaus zeigte er sich angetan, und lange blieb er vor einem Bild des Kronprinzen stehen, das an der Wand über dem Treppenabsatz hing.

»Es ist noch ganz neu«, erklärte Fredersdorff, »der Maler hat es erst in der vergangenen Woche vollendet. Ein gutes Bild, nicht wahr?«

Gemshorn zog die Schultern hoch. Ob es dem Kronprinzen ähnlich sah, konnte er nicht bestätigen, denn er hatte ihn noch nie gesehen. Aber vielleicht war es darauf nicht angekommen. So wollte der Kronprinz gesehen werden: als strahlender, schöner, jugendlicher Held, die Rechte weit ausholend erhoben, die Augen siegessicher in eine ferne Zukunft gerichtet, aber trotz des Brustpanzers von zierlicher, ja zarter Erscheinung. Äußerlich glich das Bild vielen anderen Porträtgemälden, die Gemshorn schon gesehen hatte. Aber es war doch etwas Besonderes daran.

»Seine Königliche Hoheit halten es mit der Kunst und mit der Schönheit, nicht wahr?« meinte Gemshorn.

Fredersdorff nickte.

»Ich glaube nicht, dass er diesen Weg bis zu Ende gehen wird. Für einen König sieht das Leben anders aus als für einen Kronprinzen.«

Fredersdorff erschrak über den Ernst dieser Worte.

»Wie meint Er das?«

Gemshorn schwieg.

An dieser Stelle muss ich bekennen, dass es jene Worte waren, die mein besonderes Interesse für Gemshorn hervorriefen. Fredersdorff selbst hat sie mir berichtet.

Der Leser wird sich im Übrigen wundern, wie es wohl kommt, dass die meisten der hier beschriebenen Personen mir bekannt sind, dass ich ihre Nähe suchte. Nun, die Erklärung ist einfach: Ein Mann, der die Geschicke seiner Zeit betrachtet und notiert für die Nachwelt, der muss vertraut sein mit allem, was diese Zeit ausmacht, der muss sich Zugang schaffen zu allen Bereichen, die dafür von Wichtigkeit sind. Er muss das Leben auf der Gasse kennen und das in den Häusern der Bürger, er muss wissen, wie es ausschaut in den Stuben beim Militär und in den Räumen des königlichen Palastes. Denn alles zusammen erst, Steinchen für Steinchen, bringt das Bild vom Ganzen. – Also ist einem Manne wie mir der Fredersdorff, Kammerdiener des Kronprinzen und Vertrauter der Majestät, von grossem Wert. Und - nebenher bemerkt: Für diese Kenntnisse brauchte ich bei Fredersdorff niemals Nostitzsche Verschlagenheit anzuwenden, die mir auch fremd wäre. Der Kammerdiener ist von offenem, ehrlichem Wesen und einem Freunde, wie ich es im Laufe der Jahre für ihn geworden bin, wohl zugetan.

Fredersdorff und Gemshorn also stiegen zu den Vorräumen der Kronprinzessin hinauf. Gemshorn war beeindruckt. Er hatte auf seinen Wanderungen viel Schönheit gesehen, aber

dieser Anblick war doch etwas Außergewöhnliches, Einmaliges. Wände und Decken, Tür- und Fensterverkleidungen, Vorhänge, Kissen und Bezüge, Rahmen und Zierrate waren in Weiss, Grün und Gold aufeinander abgestimmt. Wandbespannungen und Polster glänzten noch vor Frische. Das Gold schimmerte rötlich warm.

Gemshorn betrachtete sich in einem weissgold gerahmten Wandspiegel und nickte anerkennend zu den Kronleuchtern mit den geschliffenen Prismen hinauf.

Die hohe weißlackierte Flügeltür in den Empfangsraum der Kronprinzessin stand offen.

»Geh Er nur hinein«, ermunterte Fredersdorff, »es soll Ihm hier nichts unterschlagen werden!«

Aber er dachte noch immer über Gemshorns Äusserung vor dem Kronprinzenbild nach.

So betrat Gemshorn den Salon der Kronprinzessin, der auch mir nur als »Rotes Zimmer« bekannt wurde. Die Wände waren mit rosafarbener Atlasseide bespannt und mit silbernen Tressen verziert. Und diese herrlichen silbergeschmiedeten Wandleuchter, die weit und breit ihresgleichen suchten! Am Fenster stand ein Cembalo, einladend geöffnet.

»Will Er sich darauf versuchen?« lockte Fredersdorff. »Bitte sehr, geniere Er sich nicht!«

Gemshorn errötete vor Stolz. Ihn forderte man auf, das Cembalo der Kronprinzessin zu spielen? Er liess sich auf dem zierlichen Schemel nieder und spielte, was ihm in den Sinn kam. Fredersdorff lobte das Spiel über alle Massen. Erst als vom Hof her das Rollen leichter Kutschenräder zu hören war, bat er Gemshorn, den Salon zu verlassen, da die Kronprinzessin zurückgekehrt sei. Gemshorn fühlte sich geehrt, er unterließ fürs Erste seine Geldforderungen.

»Wenn Er weiterspielen möchte, gehe Er in den Konzertsaal und traktiere dort das Cembalo!« empfahl Fredersdorff, der nun der Kronprinzessin zur Verfügung stehen musste.

Das liess sich Gemshorn nicht zweimal sagen, setzte sich im Konzertsaal auf einen bequemen Armsessel und träumte erst einmal zur Decke hinauf, über die sich Bilder und Gestalten, in zarten Farben gemalt, hinzogen. Am Horizont fuhr der Gott Apollo in seinem Sonnenwagen auf und erfüllte den Himmel mit warmem und freundlichem Licht. Ihm würden bald seine Begleiterinnen, die Musen, folgen, die Beschützerinnen der Künste.

Wieder griff Gemshorn in die Cembalotasten und liess sich nicht dadurch stören, dass im Hintergrund eine Tür knarrte. Mochte lauschen, wer wollte, er konnte sich mit seinem Cembalospiele vor jedermann hören lassen.

Herr von Nostitz hatte den Konzertsaal betreten und liess sich auf einem Sessel nieder. Als Gemshorn seine Erfindungen am Cembalo beendet hatte, spendete der Sachse überlaut Beifall.

»Alle Wetter, ein neuer Cembalist! Da hat unser Herr Bach ja einen gefährlichen Konkurrenten zu befürchten!«

»O nein, der Herr beliebt zu scherzen! Ich bin nur ein Notenschreiber, der in seinen Mußestunden gern selbst auf die Tasten drückt, mit dem Herrn Bach würde ich mich nie messen.«

»Soso, Notenschreiber ... Woher stammt Er denn?«

»Ich bin weit in der Welt herumgekommen, jetzt habe ich mich in Berlin sesshaft gemacht.«

Herr von Nostitz, der immer auf der Suche war nach Helfern in seinem Geschäft, hatte ein Auge auf diesen jungen Mann geworfen. Er schien selbstbewusst, und irgendetwas an ihm ermunterte Nostitz, einen Versuch zu machen ...

»Das trifft sich ausgezeichnet. Würde Er gegen beste Bezahlung sich auch meiner Noten annehmen? Ich hätte eine Menge für Ihn abzuschreiben.«

»Wie viel zahlt Ihr, Herr?«

»Oh, das käme ganz darauf an, was und wie Er schreibt. Ich müsste Ihn auf die Probe stellen. Will Er?«

»Ja, Herr ... Ihr sollt mit mir zufrieden sein. Was muss ich tun?«

Leichthin und mit einem Lächeln kam die Antwort: »Halte Er sich zu den Herren Kapellbedienten, als sei Er einer von ihnen. Ist Er ja auch, wenn man's genau nimmt. Achte Er, wovon sie sprechen, es sind kluge und wohlinformierte Leute. Gebe Er besonders auf den Bach Acht, der wird es noch weit bringen bei Hofe! Je mehr Er weiß, umso besser kann Er für mich arbeiten.«

Gemshorn war ein fixer Bursche, er verstand, stellte keine Fragen und verbeugte sich. Auch er lächelte. Hinter diesen Worten verbarg sich etwas Großes. Ein Abenteuer. Vielleicht Reichtum. Aber nicht nur das. Hier wurde ihm wieder eine Spielfigur angeboten, eine Rolle, aus der er etwas machen, eine Maske, hinter der er sich verbergen konnte. Eine Abwechslung neben der langweiligen Notenkopiererei.

Das Schicksal nahm seinen Lauf. Es begann ein strammer Dienst, denn der Reichsfreiherr von Nostitz liess es sich nicht nehmen, seinem künftigen Ausspionierer selbst die notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln. Der ehemalige Wanderkomödiant und zukünftige Notendrucker erwies sich als anpassungsfähig. Er würde sich mit den vornehmen Gemächern der Schlösser und Paläste sicher bald ebenso gut auskennen wie mit den bunten Uniformen der preußischen Armee, den Fahnen der einzelnen Regimenter und den Rangabzeichen der Dienstgrade.

Bald konnte Gemshorn seinen Hut in genau berechneten Kreisen schwingen, sich dabei zierlich verbeugen und mit dem rechten Fuß nach hinten tänzeln, dass es nur so eine Art hatte. Diese als Kratzfuss bezeichnete Begrüßungszeremonie ist inzwischen aus der Mode gekommen, zu unserem Glück, wie ich finde.

Nostitz bemühte sich erfolgreich, Gemshorns französische Aussprache zu verbessern und seinen Wortschatz zu vergrößern. Er brachte ihm auch die Kunst der Konversation bei, die Gesprächsführung, bei der man viele Worte gebraucht und eigentlich nichts sagt. Und er schilderte ihm die Lebensläufe der Rheinsberger Hofgesellschaft. Gemshorn trat bald mit solcher Sicherheit auf, dass man sich fragte, ob er wirklich nur ein Notenschreiber sei.

Mit den militärischen Kenntnissen hingegen tat sich Gemshorn schwer, verwechselte die Uniformen der Grenadiere mit denen der Musketiere und konnte nicht behalten, wie viele Kavallerieregimenter der König befehligte. Dabei war das preußische Kriegswesen damals noch ein Kinderspiel, verglichen mit dem, was danach kam. Der König war zwar stolz darauf, dass man ihn den »Soldatenkönig« nannte, aber er ließ auch die Parole ausgeben: »So schnell schießen die Preußen nicht!«

Sein Sohn Friedrich hatte es damit viel eiliger. Meine vier Brüder sind in seinen Schlachten gefallen. Und von meinen Vettern ist auch nur noch einer am Leben, als Krüppel.

Gemshorn fand großes Gefallen an seiner neuen Rolle, ließ aber seine Notendrucker-Zukunft auch nicht ausser Acht. Auf sie setzte er seine Sicherheit, und Nostitz musste ihm immer wieder versichern, dass er eine königliche Erlaubnis zum Betreiben dieses Gewerbes erhalten werde. Und damit nahm es der Reichsfreiherr wirklich ernst.

Bild

Nach einiger Zeit machte Gemshorn die Bekanntschaft der Kammerjungfer der Frau Kronprinzessin. Sie war gerade dabei, den Pelzumhang, den die Kronprinzessin bei ihren Ausfahrten trug, zu lüften und zu bürsten. Gemshorn sah ihr ein Weilchen zu und sagte dann: »Mir scheint, das ist eine widerspenstige Arbeit ... Darf ich der Jungfer dabei helfen?«

»Widerspenstig? Dass ich nicht lache, ein Kinderspiel ist es! Zu solch leichten Arbeiten bietet ihr Mannsleute euch gern an. Wenn Er aber helfen will, so hebe Er mir den grossen Kasten aus der Kutsche, der ist mir wirklich zu schwer.«

Danach stand Gemshorn eigentlich nicht der Sinn, aber er wuchtete die schwergewichtige Truhe aus dem Kutschkasten.

»Was ist denn darin?«

»Bücher, französische Romane. Die Frau Kronprinzessin schleppt sie überall mit, damit sie sich beschäftigen kann. Kennt Er dergleichen?«

»O ja! Und Sie, Jungfer Kammerkätzchen?«

Sie drohte lächelnd mit dem Finger.

»Solche Anrede steht Ihm nicht zu! Und ich brauche Romane nicht zu lesen; was ich von morgens bis abends erlebe, ist interessanter als das, was zwischen Buchdeckeln gedruckt ist.«

»Da hat Sie ja ein abwechslungsreiches Leben, so recht auch nach meinem Geschmack. Wohin mit der Bücherkiste?«

»Ins Schloss natürlich! Aber dazu rufe ich mir den dicken Ferdinand, damit braucht Er sich nicht abzuschleppen.«

Doch Gemshorn hatte sich die Truhe schon auf die Schulter geladen und steuerte auf das Schloss zu.

»Er ist ein starker Kerl! Ist Er neu hier?«

»Ja. Notenschreiber bei den Kapellbedienten.«

»Was es alles gibt! Wieder etwas Neues! Und dabei dachte ich, ich kenne schon alles. Mein Vater ist hier Gärtner, aber er muss hundert andere Geschäfte nebenher betreiben, die Schlossfenster beleuchten, Böllerschüsse abfeuern, Gondeln rudern. Und Er ist Notenschreiber und Truhenschlepper, Er wird sich gut machen in Rheinsberg ...!«

»Soso, meint Sie das ...«

Die Truhe war so schwer, dass er sich fast nicht aufrecht halten konnte, aber es lag ihm daran, mit der Kammerjungfer zusammenzubleiben. Sie war groß und stattlich gewachsen, wirkte stolz und selbstbewusst, kein Wunder, dass die Kronprinzessin gerade sie zu ihrer Dienerin gemacht hatte! Sie schien aber gar nicht schnippisch und eingebildet zu sein, wie so viele ihres Standes, sondern ihre Rede wirkte frisch, bisweilen schelmisch - eine nette Person!

Mit der möchte ich wieder zusammentreffen, wünschte sich Gemshorn und mühte sich die Treppen zu den Räumen der Kronprinzessin hinauf. Die Kammerjungfer öffnete die Tür ins Rote Zimmer.

»Er ist stärker als der dicke Ferdinand! Stelle Er die Romane neben den Ofen, ich räume sie später weg. Darf ich Ihn mit einem Tässchen Kaffee belohnen? Oder trinkt Er lieber Schokolade?«

»Wie es Ihr beliebt, Jungfer ... Wie ist Ihr Name?«

»Victoria Maria Laubenthal. Und wie heißt Er?«

»Einen schönen Namen hat Sie. Victoria, die Siegreiche ... Bei mir hat Sie auch schon einen Sieg errungen. Mein Name ist Friedrich Wilhelm Gemshorn.«

»Stammt Er aus dem Brandenburgischen?«

»Ich war lange unterwegs und wohne nun in Berlin, habe dort ein eigenes Haus, muss es aber noch einrichten. Möchte Sie mir nicht gelegentlich dabei helfen?«

»Hat Er keine Frau, Er großes starkes Mannsbild?«

»Nein, Demoiselle Laubenthal, ich habe keine Frau.«

Daraufhin schwiegen beide. Schließlich sagte die Kammerjungfer: »Erst einmal die Schokolade.« Gemshorn gefiel ihr.

»Und morgen den Kaffee, Demoiselle?«

»Ja, meinetwegen morgen den Kaffee.«

Gemshorn nickte.

Auch Freiherr von Nostitz war zufrieden. Der Notenschreiber war geschickt und anständig, er sollte Informationen sammeln, Begebenheiten, Meinungen, auch Klatsch. Das Geschäft würde blühen. Es liess sich ja noch nicht übersehen, was aus dem preußischen Abenteuer des Herrn von Nostitz würde, wenn erst einmal der alte König tot war.

Nachdem sich Gemshorn in seiner neuen Rolle gewissermassen häuslich eingerichtet hatte und sicher fühlte, machte er sich an die Arbeit, um die Vereinbarungen, die er mit Nostitz geschlossen hatte; zu erfüllen.

Wie sah nun seine »Arbeit« aus?

Er hatte es bald heraus, wie die Rheinsberger Höflinge ihren Tagesablauf einrichteten, wie lange sie schliefen, wann sie im Park spazieren gingen oder sich zu geselliger Runde versammelten. Wusste er sie solchermassen beschäftigt, schnüffelte er ganz ungeniert in ihren Zimmern herum, las ihre Briefe und Tagebücher, schrieb sich manches davon ab und legte eine Kartei an, wohin die Korrespondenzen gingen, wie oft Briefe gewechselt wurden. So lernte er die Kreise kennen,

deren Mittelpunkte die einzelnen Hofleute waren, sah ihre Gemeinsamkeiten und Widersprüche, ihre Stärken und ihre verwundbaren Stellen und empfand das Rheinsberger Leben schließlich als ein buntes Theaterstück, in dem jedes Mitglied der Hofgesellschaft seine persönliche Rolle spielte, die er nun genau zu beschreiben hatte, als sei er ein Dichter für das Theater. Und wusste er einmal nicht weiter, verwickelte er die Demoiselle Laubenthal in ein Gespräch und erfuhr von ihr alles, was er wollte, denn er verstand geistreich und interessant zu plaudern. Die Kammerjungfer unterhielt sich gern mit ihm und blieb völlig arglos.

Und nun komme ich zur zweiten wichtigen Gestalt meiner Geschichte, dem Rheinsberger Kapellbedienten Carl Philipp Emanuel Bach. Für den nicht informierten Leser sei es gesagt: Dieser Bach war einer der Söhne des berühmten Johann Sebastian, Thomaskantor zu Leipzig, berühmter Organist und Schreiber vieler musikalischer Werke. Carl Philipp Emanuel lebte in Berlin seit Jahren. Hier wollte er sein Glück machen und unabhängig werden von seinem aller Welt bekannten Vater. Auch eine eigene, nur zu ihm gehörende Musik wollte er finden, denn er wollte nicht nur ihm gehörende Sohn des Herrn Bach aus Leipzig sein, er wollte selbst ein Herr Bach werden. Dazu besass er Talent und Fähigkeit, doch brauchte er auch ein Amt, das ihm sein Auskommen bot. Beim kunstbeflissenen Kronprinzen, dem zukünftigen König, wollte er es finden. Rheinsberg sollte die erste Station seines Wegs werden.

Auf Nostitz' Empfehlung hin kümmerte Gemshorn sich besonders intensiv um diesen jungen Bach. Als er sich wieder einmal in Emanuels kleine Rheinsberger Wohnung schlich, um sie auszuspionieren, fand er einen Brief des Vaters aus Leipzig vor, auf den der Sohn eine Antwort versuchte. Der besorgte Vater warnte vor dem leichtfertigen Treiben und der Sittenlosigkeit, die leider an allen Höfen herrschten und schon manchen begabten und hoffnungsvollen Künstler zu Fall gebracht hätten. Warum denn der Sohn nicht nach Leipzig zurückkehren und sich von dort aus nach einer soliden, einträglichen Anstellung umsehen wolle?

Emanuels Antwort begann mit einem Loblied auf den Kronprinzen, der ein Freund der Künste und Förderer der Künstler sei, und es gäbe wirklich keinen Grund zu väterlicher Beunruhigung.

»Sieh da, auch der Herr Bach trägt die rosarote Preußenbrille«, murmelte Gemshorn und kam damit in ähnliche Bereiche wie ich mit meinen Gedanken über Preußenlack und Königsglasur. Da wird es für mich nicht viel zu holen geben, dachte er, der Bach wird keine interessanten Geschichten machen.

Gemshorn war überzeugt, dass Emanuel beim Hofe keinen Erfolg haben werde, anständig, ehrlich, bieder und gutgläubig, wie er schien. Er hielt ihn für ein blödes Schaf, zu brav, um Vorteile wahrzunehmen und solche für sich zu nutzen. Nur ein Schlitzohr wie er konnte es zu etwas bringen.

Ich schreibe dies mit gemischten Gefühlen, aber ich kann Gemshorns Haltung verstehen, leider.

»Der Kronprinz, ein Freund der Künstler ...« Gemshorn lachte. Er kannte die Welt. Oft genug hatte er vor erlauchten Damen und Herren auf der Bühne gestanden. Er kannte sie und wusste, sie brauchten die Kunst nur zu ihrer Unterhaltung, der Künstler galt ihnen nur für den Augenblick. Hatte der Mohr seine Schuldigkeit getan, konnte er gehen. Warum sollte es mit dem neuen Stern am preußischen Herrscherhimmel anders sein?

»Ich bin nur gespannt, wann der Bach durch diese Brille nichts mehr sieht«, murmelte Gemshorn. »Und was er dann macht.«

Einige Zeit darauf saß Bach des Nachts im Grünen Salon des Schlosses am Cembalo und hoffte, endlich in aller Ruhe eine Sonate zu Papier zu bringen, deren Melodien ihm schon seit Tagen im Kopf herumgingen. Aber es wurde wieder nichts damit, denn aus der Ferne näherte sich Pferdegetrappel, ungewöhnlich für die nächtliche Stunde. Durch das Schloss lärmten Reitstiefel, Türen wurden aufgerissen. Ein Windstoß ließ die Kerze auf dem Cembalo verlöschen. Bach hörte Herrn von Knobelsdorff nach Billfeld rufen: »Stehen Sie auf, Billfeld, der König ist tot, wir müssen der neuen Königin unsere Aufwartung machen!«

Die längst erwartete Nachricht verbreitete sich mit Windeseile. Die Kronprinzessin wurde geweckt und kam, begleitet von ihrer Kammerjungfer, im langen schwarzweissen Nachtgewand

in den Grünen Salon. Die noch schlaftrunkenen Schlossbewohner und Lakaien verneigten sich vor ihr und sprachen sie zum ersten Mal mit »Majestät« an.

Die neue Königin hielt eine kleine Ansprache, auf die sie schon lange vorbereitet war, und als sie den Kapellbedienten Bach neben dem Cembalo stehen sah, forderte sie ihn auf, ein Stück zu Ehren des neuen Königs zu spielen. Bach wurde rot, fühlte sich geehrt und spielte mit grosser Meisterschaft, was er gerade hatte aufschreiben wollen. Später gab er dieser Komposition den Namen »Preußische Sonate«. Danach brachte die Rheinsberger Hofgesellschaft ein dreifaches Hoch auf den neuen König aus. Fredersdorffs Augen wurden feucht. Königlicher Kammerdiener

...

Auch Friedrich Wilhelm Gemshorn hatte mit gekrümmtem Rücken im Grünen Salon gestanden, jedoch nur für eine kurze Zeit, denn er wollte sich die allgemeine Unruhe zu Nutze machen und wieder einmal die Zimmer der Hofleute inspizieren. Auf leisen Sohlen schlich er sich in die Gemächer der Kronprinzessin, konnte sich dort aber nicht nach Herzenslust umsehen, denn die Kammerjungfer Laubenthal war gerade damit beschäftigt, Trauergewänder aus den Schränken zu holen und zu glätten.

»Es ist jetzt wohl nicht die passende Zeit für ein Stelldichein«, sagte sie, »ich muss mich an den Gedanken gewöhnen, nicht mehr eine Kronprinzessin, sondern eine Königin an- und auszukleiden. Komme Er bei Tage wieder!«

»Wie königliche Zofe befehlen!« entgegnete Gemshorn spitz, machte seinen Kratzfuß und ging rückwärts zur Tür. Pech gehabt!

In den Räumen des Barons von Keyserlingk sah es so unordentlich aus, dass Gemshorn keine Lust verspürte, in diesem Wust nach neuen Briefen zu suchen, zumal der Baron schmutzige Wäsche auf die offene Briefschatulle geworfen hatte.

Bei Bach traf er es besser an, sauber und aufgeräumt, da lag nichts herum als eine Flötensonate in Schönschrift, an der lange herumgebastelt sein mochte. Kein Brief, keine Notiz, keine Rechnung, nichts. Was blieb Gemshorn anderes übrig, als die Flötensonate mitzunehmen? Vielleicht würde er wenigstens daraus einen Gewinn schlagen, wenn er sich erst einmal eine Druckerei eingerichtet hätte. Gewissensbisse hatte Gemshorn nicht.

Kurze Zeit danach siedelte der Rheinsberger Hof nach Berlin über. Ich teilte die Verwunderung vieler Berliner, als Herr von Nostitz Gemshorns Haus zu einem kleinen Palast umbauen liess und dort mit seiner Familie einzog. Der Notenschreiber richtete sich in einem Seitenflügel eine Druckerei ein. Beide verstanden sich gut. Und wenn sie von Preussens Gloria sprachen, was ziemlich oft geschah, so hatte das einen ganz besonderen Klang.

Wie die anderen Kapellbedienten erhielt auch der junge Cembalist Carl Philipp Emanuel Bach ein höflich werbendes Schreiben, dass sich Herr Friedrich Wilhelm Gemshorn für den Druck musikalischer Kompositionen auf das verbindlichste empfehle.

Auch die Demoiselle Victoria Maria Laubenthal lebte nun in Berlin und trug den Namen einer Königlichen Kammerjungfer, aber ihr Sinnen und Trachten ging dahin, möglichst bald den Hofdienst zu verlassen und Frau Gemshorn tzu werden. Sie verstand nicht, weshalb Gemshorn zögerte, die Hochzeit festzulegen. Sonst aber konnte sie sich nicht über ihn beklagen, er verwöhnte sie mit Aufmerksamkeiten, erzählte Schnurren und Geschichten und konnte von ihren alltäglichen Erlebnissen nicht genug bekommen.

### **Sarabande – Königliches Flötensolo**

Seit Monaten hat das Schloss Charlottenburg verlassen dagestanden, als müsse es über den Tod des Königs Friedrich Wilhelm trauern, obgleich doch gerade der für dieses prunkvolle Bauwerk nichts übrig hatte. Mochte sich die Königin Sophie Dorothea gelegentlich darin wohl fühlen, den

Landesherrn hatte es zu seinen Soldaten nach Potsdam gezogen. Oder nach Königs Wusterhausen zu den Jagd-, Trink- und Tabakfreunden.

Doch nun will sich nicht nur die Königinwitwe dann und wann wieder häuslich und behaglich in Charlottenburg einrichten. Auch der Sohn, der neue König Friedrich, möchte sich hier entfalten, ohne den strengen Vater im Rücken, dafür seine Musikanten vor sich, Bläser und Streicher, und die Flöte zwischen den Fingern und an den Lippen. Man schreibt das Jahr 1741.

Im Vorzimmer des königlichen Arbeitskabinetts im Berliner Schloss wartet der Baumeister Knobelsdorff, der am Vortag von einer Studienreise aus Paris zurückgekehrt ist. Diese Studien hat der König befohlen und bezahlt, nun möchte er die Ergebnisse erfahren und seine Pläne bekannt geben. Noch steht er am Fenster, schaut über den Lustgarten und die sich immer weiter ausdehnende Stadt, und sein Blick ist der gleiche, mit dem der eherne grosse Kurfürst an der Schlossbrücke sein Land umgreift. Seine Machtansprüche hat er unüberhörbar angemeldet, seine Sonne geht auf.

Es ist Krieg. Endlich! Der König ist für einige Tage aus seinem Militärlager nach Berlin zurückgekehrt. Sein Vater hatte ihm zwar geboten: »Fange Er niemals einen Krieg an!«, doch der Sohn hat diese Ermahnung in den Wind geschlagen. Kaum war er König geworden, ließ er seine Truppen marschieren. Schlesien wollte er haben, die reiche Besetzung der mächtigen Habsburger. In Wien war man recht überrascht, dass der kleine Preuße, kaum dass die Krone auf seinem Kopfe saß, so mir nichts, dir nichts die Grenze überschritt.

Das letzte Wort war längst noch nicht gesprochen, und ich bin sicher, hätte man gewusst, wie lange dieser Krieg um Schlesien dauern und wie viele Opfer er verlangen würde – der König hätte es schwerer gehabt. Jetzt aber jubelte ihm noch alles zu, was an Preussens Gloria teilhaben wollte.

König Friedrich II. muss seine Armee für kurze Zeit verlassen. Er muss sich wieder einmal in der Hauptstadt zeigen, damit den Untertanen bewusst wird, dass eine neue Zeit angebrochen ist. Er wird zwar nicht so verschwenderisch und prunkvoll regieren wie sein in Königsberg gekrönter Grossvater, aber mit der eisernen Sparsamkeit und bedrückenden Strenge seines Vaters Friedrich Wilhelm soll es nun ein Ende haben, jedenfalls was das Hofleben betrifft. Die Untertanen stehen auf einem anderen Rechnungsblatt.

Jetzt den Krieg gewinnen und mit neuen grossen Bauten beginnen! Preußen braucht Glanz! Nun lässt er Knobelsdorff rufen.

»Es gefällt mir, dass Sie gesund und, wie ich sehe, sehr angeregt aus Paris zurückgekehrt sind, bester Knobelsdorff. Mein Neid hat Sie auf der Reise begleitet. Doch Könige sollten daheim bleiben, wenn sie nicht im Feldlager sein müssen. Aber das eigene Land dürfen sie sich so schön herrichten, wie es geht. Sie wissen, was ich meine: ein Rheinsberg im grossen Stil ...«

»An mir soll es nicht fehlen, Majestät«, sagt der Baumeister und verbeugt sich.

»Nehmen Sie Platz, Knobelsdorff. Die Rheinsberger Zeiten sind vorüber. Nun möchte ich das Schloss Charlottenburg zu meiner Sommerresidenz machen. Fahren Sie also hinaus und schauen Sie nach, wie es dort aussieht. Wahrscheinlich verwahrlost und schmutzig.«

Der König steht auf und blickt aus dem Fenster auf den Lustgarten.

»Ach, Knobelsdorff, wir haben viel zu tun! Hier in Berlin steht es ja auch nicht zum Besten. Schlösser müssen in Ordnung sein, sauber, gepflegt, nach dem neusten und besten Geschmack eingerichtet, empfangsbereit für hohe Besucher und zu grossen Festen. Wohl geordnete Staaten im Kleinen und Kleinsten. Das ist mein Wunsch und Wille. Prüfen Sie also, was sich aus dem Schloss Charlottenburg machen lässt. Es war einmal eine Zierde unseres Landes.«

»Denken Euer Majestät an einen Umbau?«

»Ja. Aber ich verlasse mich ganz auf Ihr Urteil, Knobelsdorff. Paris hat Ihren Geschmack zweifellos noch verfeinert. Was halten Sie von der neuen französischen Kunst?«

Knobelsdorffs Augen leuchten.

»Sie ist das Schönste, was ich je sah, ein Gipfel menschlicher Erfindung und gelungener Form. Das Schloss von Versailles wird für uns immer unerreichbar bleiben, doch wir könnten uns ihm nähern!«

»Wir werden es mit Ihrer Hilfe tun, unseren alten Schlössern neuen Glanz verleihen und neue Schlösser bauen. Doch zuerst werden wir uns des Charlottenburger Baus annehmen, dort soll das erste große Hoffest stattfinden. Bestellen Sie mir für morgen Herrn von Billfeld, mit dem werde ich alles besprechen. Er soll Sie nach Charlottenburg begleiten. Ich bleibe Ihnen gewogen, Knobelsdorff!«

Der Baumeister verbeugt sich und verlässt das königliche Arbeitszimmer. Er ist nicht gerade erfreut, mit Herrn von Billfeld, der ihm schon in Rheinsberg mit seinem Gerede auf die Nerven ging, gemeinsam eine Aufgabe zu übernehmen.

Tatsächlich redet Herr von Billfeld auf der Fahrt nach Charlottenburg ununterbrochen.

»Ich freue mich ja schon auf das dumme Gesicht des Schlosskastellans, Herr von Knobelsdorff! Der wird Augen machen! Ich kann mir vorstellen, wie es im Schloss aussieht. Viele Fensterscheiben blind, andere zerbrochen. Die Stuckverzierungen der Decken und die Holzschnitzereien verschwinden unter schwarzgrauen Spinnengeweben. An Fenster- und Türvorhängen klettern die Mäuse herum. Und die faulen Schlossdiener schauen dumm zu, wie die Mäuseschwänzchen da possierlich hin und her schaukeln, um das Gleichgewicht zu halten. So nicht, Herr von Möllenbaum, werde ich sagen, so nicht! Jetzt sollen sich Ihre Mägde auf der Stelle nach dem ersten besten Besen und dem größten Wassereimer umschaun, um Grund in diesen Dreck zu kriegen! Jede Berliner oder Spandauer Hausfrau legt mehr Wert auf die Sauberkeit ihres Hauses, als Sie auf das Aussehen eines königlichen Schlosses!«

»Können Sie das dem Kastellan nicht gleich selber sagen?« unterbricht Knobelsdorff den Redefluss. »Weshalb müssen Sie Ihre Strafpredigt erst an mir ausprobieren?«

Herr von Billfeld schweigt beleidigt, und Knobelsdorff hat Ruhe. Die Straße nach Charlottenburg lässt zu wünschen übrig. Es wird Zeit, dass in und um Berlin wieder gebaut wird.

Da taucht schon der Kuppelturm des Schlosses auf. Ein strahlender majestätischer Anblick! Die Straße führt durch ein kunstvoll geschmiedetes Gittertor auf den weiten Ehrenhof. Zwei Lakaien springen heran und öffnen den Schlag der Kutsche. Herr von Billfeld lässt sich zum Kastellan führen und verlangt eine Besichtigung des Schlosses. So verwahrlost, wie befürchtet, ist es nicht. Dennoch runzelt der Höfling die Stirn, schüttelt den Kopf und brummt. Staub gibt es überall mehr als genug.

»Wie kann man dies Gebäude nur so herunterkommen lassen?« fährt Herr von Billfeld schließlich Herrn von Möllenbaum an.

»Ich habe den Befehl des Königs, des alten Königs, befolgt«, verteidigt sich der Verwalter. »Keinen Aufwand, nur das Nötigste! Es reichte gerade zu den Reparaturen an Dächern und Fenstern! Wozu mehr? Seit Jahren hat hier kein Fest stattgefunden. Und der König hat mir nur eine Hand voll Leute gelassen. Die Knechte und Mägde kann ich an einer Hand abzählen. Sparen, Möllenbaum, sparen! Und das soll nun plötzlich nicht mehr wahr sein?«

»Wir haben einen neuen König, Herr von Möllenbaum!«

Der Schlossverwalter verbeugt sich. Es weht also jetzt ein anderer Wind aus Berlin, aber auch wieder scharf.

Der Baumeister Knobelsdorff steht in Gedanken versunken auf dem Schlossplatz. Eine herrliche Anlage! Aber man könnte sie noch verbessern. Dann lässt er sich durch die Zimmer, Kabinette, Säle und Treppenhäuser führen. Nein, man braucht nichts in Stand zu setzen, alles gute solide Arbeit, die hält! Aber von Grund auf gereinigt werden muss das Schloss, besonders der Theatersaal, wo der König sein Konzert geben wird.

Billfeld überreicht dem Kastellan einen prall gefüllten Geldbeutel aus der königlichen Kasse, damit er zusätzliche Arbeiter, Knechte und Mägde für Schloss und Park anwerben kann.

»Wie bei den Soldaten!« sagt Herr von Möllenbaum.

Am nächsten Morgen lassen sich Billfeld und Knobelsdorff wieder beim König im Berliner Stadtschloss melden. Der wird gerade rasiert, sein Gesicht ist hinter dem Schaum nicht zu erkennen.

»Es wird alles zu eurer Majestät Zufriedenheit ausgeführt«, versichert Billfeld. »Euer Majestät werden sich in Charlottenburg wohl fühlen.«

»Schon gut«, sagt der König und pustet, denn ihm ist Seife in den Mund gekommen. »Und was meinen Sie, Herr von Knobelsdorff?«

»Euer Majestät sollten dem Schloss Charlottenburg noch einen Flügelbau anfügen und eine breite Allee vom Brandenburger Tor bis hin zur Schlosseinfahrt anlegen lassen.«

Der König ist zufrieden. Kurze Zeit darauf fährt er ins Feldlager zurück.

Zu meinen damaligen Aufgaben gehörte es auch, Baupläne an mich zu nehmen und in der königlichen Plankammer zu verwahren. Als ich die Zeichnungen des Herrn von Knobelsdorff in die Hände bekam und vor dem Einordnen gründlich in Augenschein nahm, dachte ich: Nun wird also auch das Charlottenburger Schloss mit der neusten preußischen Glasur, mit frischem, glänzendem Königslack überzogen. Und der König führt gerade zu dieser Zeit Krieg. Wie geht das zusammen?

Das stille Städtchen Charlottenburg füllt sich mit geschäftigem Lärm. Aus der Umgebung strömen Knechte und Mägde herbei. Selbst der Weg von Bernau und Nauen ist nicht zu weit. Die ihn auf sich nehmen, hoffen nicht nur auf guten Verdienst, sondern auch auf den Genuss, ein königliches Schloss von innen zu sehen.

Der Gehilfe des Kastellans bietet die alten zerschissenen Vorhänge unter Dienstboten und Tagelöhnern feil. Samportieren aus einem königlichen Schloss! Um zu solchem Besitz zu gelangen, lässt sich eine Tagelöhnerwitwe aus Zehlendorf sogar etwas vom Lohn abziehen. Der Gehilfe schmunzelt und findet den neuen König gar nicht so schlecht, denn bei diesen Reinigungsarbeiten fließt sogar etwas in die eigene Tasche.

Im ganzen Schloss werden die Fenster geputzt. Man braucht so viel Wasser, dass die Pumpenschwengel auf dem Wirtschaftshof und vor den Pferdeställen nicht stillstehen. Manche Frauen tragen täglich über hundert Eimer, und an den nächsten Tagen können sie den Kopf nicht mehr drehen.

»Wozu nach rechts oder links schielen, jetzt schauen wir geradeaus«, sagt der Gehilfe des Kastellans, bei dem sich eine Frau wegen ihrer Nackenschmerzen beklagt.

Für das Konzert und den Hofball soll der Saal im Orangerieflügel des Schlosses hergerichtet werden. Dort stehen Orangen und Zitronenbäumchen in grünen Kübeln. Früher wurden sie an warmen Tagen nach draußen getragen, aber diese Mühe hat sich der alte Gärtner schon lange nicht mehr gemacht.

Im Orangeriesaal war während der Regierungszeit des alten Königs Friedrich, des Grossvaters vom jetzigen jungen Landesherrn, Oper gespielt worden. Danach hatte sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm, den Saal eigenhändig abgeschlossen und die Schlüssel in seinem Schreibtisch verwahrt. Dort fand sie der Sohn. Dem Vater galt die Oper als Erfindung des Teufels, er hatte sie verboten. Und die glänzende Hofmusik auch. Jetzt will der neue König dieses Verbot endlich aufheben.

Mehrere Male geht der Baumeister Knobelsdorff durch den Orangeriesaal und schaut und prüft und überlegt, denn er hat noch das Wort des Königs im Ohr: »Machen, Sie etwas aus dem alten Theatersaal!«

Wände und Decken sind mit Figuren, Pflanzen und Ornamenten bedeckt. Zwischen den hohen zweiflügeligen Fenstern stecken Kerzen auf Leuchterarmen von Messing.

Von morgens bis abends liegen die Mägde auf den Knien und mühen sich mit dem Fußboden ab, der von einer hartnäckigen dicken Schmutzschicht bedeckt ist. Sie reiben ihn so lange mit Sand, bis die alte Pracht makellos hervortritt, die Muster aus den farbigen Hölzern wieder herausleuchten.

In Eile und doch mit der gebotenen Sorgfalt werden schadhafte Stellen in der Wand- und Deckenverzierung ausgebessert, Metallbeschläge an Türen und Möbeln repariert, und acht kräftige Kerle tragen das Cembalo aus dem kleinen Musiksalon der Königin so vorsichtig in den Orangeriesaal, als sei es ein lebendiges zerbrechliches Wesen.

Der Organist aus der nahen Kirche muss kommen, das Cembalo prüfen, gerissene Saiten auswechseln und das Instrument stimmen. Die letzten Feinheiten werden dann die beiden Cembalisten der königlichen Hofkapelle besorgen, Carl Philipp Emanuel Bach und Christian Friedrich Schale.

Der Kastellan ist Tag und Nacht auf den Beinen. Schließlich erstrahlt das königliche Schloss Charlottenburg in neuem Glanz. Auch der Park ist eine Augenweide. Die Wege sind geharkt und mit einer Walze geglättet, Hecken und Büsche und sogar Bäume so beschnitten, dass sie wie Wände, Kugeln oder Kegel aussehen, und daneben stehen die Kübel mit den Zitronen- und Orangenbäumchen. Die Luft um das Schloss ist erfüllt von Räderrollen, Pferdegewieher, Rufen, Gelächter und Gehämmer, und dazwischen lassen sich aus dem Orangeriesaal die Zirptöne des Cembalos hören, die sich wieder an die richtige Höhe gewöhnen müssen.

Ich kann mich noch genau an den Lärm erinnern, weil er mich sehr störte. Ich war nämlich damit beschäftigt, die Bibliothek des Schlosses Charlottenburg in Ordnung zu bringen. Bei dieser Arbeit musste ich mich stark konzentrieren, denn die Bücher waren aus den Schränken gezogen worden und lagen völlig durcheinander, Geschichtswerke neben französischen Romanen, Kriegsbücher zwischen Bildmappen.

Ich erinnere mich auch an meine Erwartungen; wie sehr hoffte ich auf eine neue Blüte der Kunst! Meine Hoffnungen wurden zum Teil erfüllt, wenn es mir auch nicht gefällt, wie die Früchte verteilt wurden. Und damit komme ich wieder zu Carl Philipp Emanuel.

Bach stellt sich gleich nach dem Frühstück vor den Spiegel und beginnt sich für das Konzert am Abend anzukleiden. Er ist zwar schon längere Zeit Cembalist der königlichen Kapelle, die Anstellung, auf die, er so wartet, ist aber noch immer nicht fest. Er wohnt zur Miete und lässt sich von seiner Wirtin versorgen. Das königliche Konzert im Schloss Charlottenburg ist für ihn ein großes Ereignis, die erste Begegnung mit dem Berliner Hof und seiner Gesellschaft. Kein Wunder, dass er aufgeregt ist.

Emanuel wird den Schutzherrn und Eigentümer der Kapelle zum ersten Mal als König sehen, bisher hat er ja immer den Kronprinzen zu seinem Flötenspiel begleitet.

Der König verlangt als Erstes von seinen Kapellbedienten neue tadellose Kleidung, zu der er zwar einen Zuschuss gibt, aber den größten Teil des Stoffpreises und Schneiderlohnes müssen sie aus der eigenen Tasche bezahlen, ja, manche haben sich sogar zu einem Kredit aus einer fremden Tasche entschliessen müssen.

Es klopft. Emanuel dreht sich erschrocken um und ist erleichtert, dass es nur seine Wirtin ist.

»Nun, Herr Bach, wie weit sind Sie? Der rote Frack steht Ihnen außerordentlich gut, das muss man schon sagen!«

»Meinen Sie wirklich? Ich fühle mich aber nicht ganz wohl darin. Das kommt daher – er ist noch nicht ganz bezahlt ... Wenn das mein Vater wüsste! Für den ist das Schuldenmachen fast ein Verbrechen.«

»Ich helfe Ihnen gern mit ein paar Talern aus! Ihr Vater muss es ja nicht erfahren. Der Frack wird sich bezahlt machen, ich verstehe etwas von solchen Sachen.«

Emanuels Wirtin trägt einen französischen Namen, sie heißt Poisson, zu Deutsch Fisch. Ihr Mann war ein Hofschneidermeister, der Tag und Nacht Uniformen nähte, bis er an der Schwindsucht starb, kaum vierzig Jahre alt. Frau Poisson trägt noch immer Trauerkleider, wie es die Berliner Bürgersitten vorschreiben. Sie sehnt den Zeitpunkt herbei, an dem sie mit dem Trauern aufhören darf, denn ihr steht der Sinn nach Fröhlichkeit und Geselligkeit. Sie ist froh darüber, dass der junge Kapellbediente zwei Stübchen bei ihr gemietet hat. Der kennt sich aus in feiner Lebensart und ist sogar der französischen Sprache mächtig. Frau Poisson stammt wie ich aus der Berliner französischen Kolonie, ihre Eltern hießen Petitpierre, ich habe sie gut gekannt.

Emanuel hat sich inzwischen überlegt, dass er das Geldangebot der Witwe Poisson annehmen wird. Annehmen muss.

»Sie sind sehr großzügig, Madame! Ja, leihen Sie mir einige Taler, ich werde sie Ihnen so bald wie möglich zurückgeben.«

»Lassen Sie sich nur Zeit!«

Manches stört Frau Poisson an ihrem Untermieter, er ist ihr zu ernst und kennt in seinem Fleiß keine Grenzen.

Vor Emanuel hat ein junger Korporal bei der Witwe Poisson gewohnt. Er musste in den Krieg und fand als einer der Ersten den Tod in Schlesien.

Emanuel setzt sich an sein Instrument und greift in die Tasten, aber es klingt leise und dünn, denn er besitzt nun einmal kein rauschendes Cembalo, sondern nur ein silbrig zirpendes Klavichord, das er sich als Student in Frankfurt am Main bei einem Instrumentenbauer gekauft hat.

Heute erscheint ihm der Klang besonders zart und in dieser Zurückhaltung fast störend. Er möchte sich doch auf den festlichen Abend vorbereiten, auf Kleiderpracht und Lichterglanz, auf Lebensfülle und künstlerische Bewegung – was soll ihm da dieses Gezirpe?

Emanuel ist siebenundzwanzig Jahre alt, steht vor dem Eintritt ins Mannesalter. Wie gern würde er heute einmal zum Zuge kommen, im Mittelpunkt stehen, anerkannt werden! Wie gern würde er sich auch ein Cembalo zulegen und nicht nur das – er möchte endlich eine Familie gründen, ein Haus einrichten, einen Kreis von Gleichgesinnten um sich versammeln, sie bewirten. Nicht mehr zur Miete wohnen.

Doch dieses schwache Klavichord gibt einfach nicht mehr her. Emanuel erschrickt, als nun auch noch eine Saite reißt. Doch er hat genügend in Vorrat und zieht schnell eine neue ein.

Dabei überlegt er, wie er sich nun wohl mit Meister Quantz stellen soll, dem wichtigsten Mann in der Hofkapelle.

Johann Joachim Quantz hat sich aus der Dresdener Kapelle des sächsischen Kurfürsten nach Preußen abwerben lassen. Der alte König Friedrich Wilhelm konnte den erfolgreichen und geschickten Flötenspieler zwar nicht ausstehen, aber Quantz darf sich etwas darauf zugute halten, dass der junge König außer seinen eigenen Kompositionen nur solche seines Flötenlehrers spielt. Auch zu diesem abendlichen Musikfest hat Quantz ein Flötenkonzert geschrieben, ein besonders festliches als Auftakt zu neuen preußischen Musikklängen. Die Musiker haben ihre abgeschriebenen Stimmen schon seit Wochen in Händen, damit ihnen so viel Zeit zum Üben bleibt, dass ihre Begleitung des königlichen Flötenspiels auch würdig sei.

Sogar Bach, seit Kindesbeinen geschickt, auch schwierige Stücke beim ersten Blick vom Blatt zu spielen, hat die Cembalobegleitung, das Continuo, immer wieder geübt, und er probiert, auch jetzt noch während des Ankleidens und Frisierens, obgleich er schon längst jeden Takt auswendig kann.

Da, diese Stelle mit dem unvermittelt kühnen Übergang von einer Tonart in die andere noch einmal! Interessant, diese Takte! Doch schade, dass es die einzige überraschende Linie des gesamten Konzertes ist. Die Musik klingt gut ausgewogen und ausgefeilt, es gibt darin nichts Willkürliches, alles ist wohlthuend aufeinander abgestimmt. Dennoch hätte Emanuel jetzt viel lieber eigene Musik gespielt, als sich den nach seinem Gefühl kurzatmigen Klängen von Herrn Johann Joachim Quantz zuzuwenden.

Ich kann's doch längst, sagt er sich immer wieder, aber vielleicht sollte ich's noch besser können! Wahrscheinlich übt der Schale noch mehr als ich.

Es steht noch nicht fest, wer heute Abend spielen wird, Bach oder dieser Schale. Man erfährt ja immer erst kurz vorher, auf wen die Wahl des Königs gefallen ist.

Nun kommt Frau Poisson mit einer Tasse Kaffee, dessen Duft Bach angenehm in die Nase steigt.

»Damit Sie endlich eine Verschnaufpause machen, Herr Bach! Was ein richtiger Leipziger ist, der braucht seinen Kaffee. Da will ich mich als französische Berliner Schneidermeisterswitwe nicht lumpen lassen.«

Um diese Zeit sitzen alle Mitglieder der königlichen Kapelle über ihren Noten. Auch der Musikmeister Quantz hat an diesem Morgen seine Flöte nur für kurze Augenblicke aus den Händen gelegt. Wieder und wieder spielt er seine eigene Komposition, damit ihm jede Melodie, jeder Takt ganz gegenwärtig ist.

Dabei hat er dieses Konzert schon so oft gespielt, dass es ihm zuwider ist, zuerst allein für sich, während er es aufschrieb, dann gemeinsam mit dem König, und daran denkt er ungern zurück. Der König spielt zwar nicht schlecht, er versteht etwas von Musik und hat ein gutes Ohr, das muss ihm jeder Kenner zubilligen. Aber eigentlich spielt er doch nicht die Musik, die vor ihm auf den Notenlinien steht, sondern immer wieder sich selbst, das, was ihm gefällt und Freude macht. So war es auch bei diesem neuen Konzert. Er erfand hier ein Schwänzchen und dort eine Schleife, und Quantz musste ihn vorsichtig und untertänigst bitten, doch erst einmal die Noten zu spielen, die der Komponist aufgeschrieben hatte.

»Wenn Euer Majestät dann vielleicht noch Verzierungen anzubringen wünschen – warum nicht? Es steht dem grossen Talent von Euer Majestät ja auch frei, ein Konzert von eigener Erfindung niederzuschreiben und zu spielen!«

Der König tat so, als ginge ihn diese Kritik nichts an. Doch Quantz fürchtete, dass König Friedrich sich auch heute Abend wieder Triller und Extrapfiffe ausdenkt. Und daran ist keine Kritik möglich, ohne in königliche Ungnade zu fallen, und das kann sich Quantz nicht leisten. Auch seine Stellung ist nicht gesichert. Noch steht er offiziell in kurfürstlich sächsischen Diensten, und der Kurfürst will ihn nicht nach Preußen freigeben. Quantz muss aufpassen, dass er sich nicht zwischen die Stühle setzt.

So überlegt er mit Sorge, was er tun soll, wenn der König auf seiner Flöte phantasiert. Wenn er die Kapelle verwirrt und aus dem Takt bringt. Wenn die Musiker patzen und es Missklänge gibt. Dann wird der König natürlich ihm die Schuld geben. Er muss vorbeugen, aber wie? Auf jeden Fall soll Bach das Cembalo spielen, nicht der Schale. Der Bach hat auch immer so viele musikalische Phantasien und Extravaganzen im Kopf, der wird sicher besser mit dem König fertig als der Schale!

Die Kapellbedienten sind angewiesen, sich Punkt zwölf Uhr am königlichen Zeughaus zur Abfahrt nach Charlottenburg bereit zu halten. Quantz hat nicht nur für die Musik, sondern zu seinem Missvergnügen auch für Wagen und Pferde zu sorgen.

Am königlichen Zeughaus finden sich die Musiker früher als befohlen ein, aufgeregt und erwartungsvoll. Es ist die erste große Gesellschaft, die der König gibt, sie gehört gewissermassen noch zu den Krönungsfeierlichkeiten. Auch die ausländischen Gesandten sind geladen.

Als Erster wartet der Cembalist Schale am Zeughaus, ein grossmächtiges Notenpaket unter dem Arm, jede einzelne Melodie des neuen Flötenkonzertes im Kopf. Nach ihm stellt sich der Lautenspieler ein, obgleich er gar nicht weiss, ob er am Abend gebraucht wird, aber er möchte auf jeden Fall mitfahren und hofft, dass Herr Quantz ihn nicht wieder nach Hause schickt.

Nach und nach kommen die zwölf Geiger mit den Brüdern Franz und Georg Benda an der Spitze. Zur königlichen Kapelle gehören ferner vier Bratschen, vier Violoncelli, drei Kontrabässe, vier Flöten, zwei Oboen, zwei Fagotte, zwei Hörner und eine Harfe.

Da stehen sie nun in kleinen Gruppen, die Herren Kapellbedienten SeinerMajestät, oder sie gehen ungeduldig auf und ab, den schwarzen Dreispitz mit weissem Federrand auf dem Kopf, in schwarzen glänzenden Kniehosen, weißen Kniestrümpfen und schwarzen Schuhen mit silbernen Schnallen. Die mit Uniformen vertrauten Berliner drehen die Köpfe. Diese roten Musikantenfräcke sind schon etwas Besonderes!

Die grossen Instrumente wie Celli, Bässe und Harfe werden vorsichtig auf einen besonders gut gefederten Wagen geladen, sie sind gegen das Durchschütteln auf den holprigen Strassen noch empfindlicher als die Menschen.

Ein stattlicher Wagenzug bricht nach Charlottenburg auf. Hinter dem Brandenburger Tor bleiben Ackerbauern und Tagelöhner auf der Straße stehen, viele verbeugen sich und ziehen Hut oder

Mütze. Man kann ja nicht wissen, ob sich in einem der Wagen mit dem königlichen Wappen nicht etwa der König selber oder einer seiner Brüder befindet.

Carl Philipp Emanuel Bach und Johann Joachim Quantz sitzen den Brüdern Benda gegenüber, die ihre hölzernen Geigenkästen auf den Knien balancieren, um die kostbaren Instrumente vor dem Geholper zu schützen.

»Sie haben es am besten, Bach, Sie brauchen Ihr Cembalo nicht mitzuschleppen«, sagt Quantz. »Ich kann mich auch nicht beklagen, meine Flöte ist klein und leicht.«

Dann wendet er sich an die Brüder Benda.

»Was erwarten Sie eigentlich vom heutigen Abend, meine Herren?«

»Einen neuen Triumph der Musik ... Es kann aber auch sein, dass es nur bei Kleiderpracht, Stimmengewirr und klingenden Namen bleibt«, sagt Georg Benda.

»Wir werden uns daran gewöhnen müssen«, fügt Franz Benda hinzu.

»Mir ist gar nicht wohl dabei.«

»Mir auch nicht«, stimmt Emanuel zu. Dass er den Beginn einer grossen Karriere erwartet, sagt er nicht. »Aber schließlich wird auch hier nur mit Wasser gekocht. Oder sagen wir es musikalisch: Auch die neuen Klänge stehen über einem strengen soliden Generalbass.«

»Aha, da spricht der Sohn des Leipziger Thomaskantors«, wirft Georg Benda ein, und es klingt ein bisschen spöttisch.

»Ich bin nicht nur der Sohn meines Vaters, ich bin selbst auch ein Bach!« ereifert sich Emanuel.

»Aber meine Herren!« beschwichtigt Quantz. »Nicht gleich so hitzig! Der Herr Bach hat ja Recht, er muss sich selbst einen Platz im künftigen preußischen Konzert erobern, sein Vater kann ihm dabei nicht helfen.«

»Braucht er ja auch nicht! Darf ich Ihnen gelegentlich meine neuen Sonaten vorspielen, Herr Quantz? Ich habe sie Preußische Sonaten genannt.«

»Was soll denn wohl an dieser Musik preußisch sein?« möchte Franz Benda wissen. »Sind es Loblieder auf Sparsamkeit, Ordnung und Fleiß, die alten und neuen Preußentugenden?«

»Wieso Preußentugenden?« fragt Emanuel dagegen. »Ich habe das alles zu Hause auch gelernt, ich wurde zu nichts anderem angehalten, und meine Familie stammt nicht aus Preußen, sondern aus Thüringen.«

»Und in unserem böhmischen Elternhaus ging es auch ordentlich und gesittet zu«, sagt Georg Benda, »die preußische Ordnung ist auch nur so ein Wort ... Aber ich möchte gern einmal Ihre Preußischen Sonaten hören, Herr Bach!«

»Gern, Herr Benda! Wissen Sie, preußisch habe ich die Sonaten deshalb genannt, weil ich beim Komponieren von unserem neuen preußischen Königreich geträumt habe. Ich hoffe, dass in ihm auch die Künste eine Heimat finden werden. Die Schönheit soll herrschen, auch die Freude und das Glück. Diesen Traum habe ich in meiner Musik niedergelegt.«

»Sie sind ein Schwärmer«, sagt Benda lächelnd.

Unter solchen Gesprächen erreichen sie Charlottenburg. Die meisten der Kapellbedienten sehen das Schloss mit seiner mächtigen Kuppel zum ersten Mal, doch sie finden jetzt keine Zeit, alles in Augenschein zu nehmen, denn Quantz drängt zur Probe. Sie sollen die günstigste Sitzordnung ausprobieren, sich an den prächtigen Orangeriesaal gewöhnen, an den besonderen Klang, der in ihm herrscht. Manche Musiker sind es nicht gewohnt, auf einer Bühne zu sitzen, und fühlen sich befangen. Andere können sich nicht satt sehen am Glanz des Raumes.

Endlich sitzen alle, und Quantz nimmt die Flöte zur Hand und stellt sich in Positur, um sein Konzert zu spielen. Nun sollen alle hören, wie es eigentlich klingen soll, bevor der König etwas ganz anderes daraus macht.

Die Musikanten schauen auf Herrn Quantz und warten auf sein Einsatzzeichen. Quantz ärgert sich über Bach, der noch immer leise auf dem Cembalo herumphantasiert und vergessen hat, dass sie hier zur Probe zusammengekommen sind. Er lockt seine eigenen Melodien aus den Tasten, für die er meist offene Ohren findet, weil sie so weich und einschmeichelnd sind. Jetzt wenden schon die Brüder Benda ihre Blicke von Quantz ab und lauschen auf Bachs Spiel. Der Flötenmeister wird böse.

»Herr Bach, würden Sie uns jetzt mit Ihren Sonaten verschonen?«

Das Konzert klingt schon beim ersten Durchspielen gut, das fleißige Üben der Kapellbedienten hat sich gelohnt. Quantz nickt zufrieden.

»Und jetzt, meine Herren Musiker«, sagt er, »jetzt werde ich Ihnen erklären, auf welche Stellen Sie besonders achten, wann Sie scharf aufpassen müssen, Sie wissen schon, was ich meine!«

Natürlich wissen, sie das, und der Kontrabassspieler nickt so heftig, dass der schwarze Zopf seiner Perücke wie ein Pumpenschwengel wippt.

An diesen Stellen also wird der König voraussichtlich seine eigenen Melodien spielen, und die anderen müssen dann so tun, als stehe auch das in den Noten geschrieben. Wehe; wenn sie durch solche königlichen Freiheiten aus dem Takt kommen!

Der Schlossverwalter, Herr von Möllenbaum, hat schon eine ganze Weile den Musikanten zugehört. Nun tritt er an die Bühne und ruft hinauf: »Ich möchte die Herren Kapellbedienten zu einem Imbiss einladen! Niemand soll mit knurrendem Magen spielen!«

Die Musikanten haben es eilig, den Orangeriesaal zu verlassen. In einem der Nebenräume ist eine Speisetafel aufgebaut, sie präsentiert knusprig gebratene Hühnerkeulen und Fleischklößchen, die in würzigen Soßen schwimmen, sowie Gemüsesuppe und frisch gebackenes Brot.

Auch Emanuel schlägt keine der angebotenen Schüsseln aus. Er hat zwar sein Auskommen und muss nicht Mangel leiden, doch so üppig wie heute hat er schon lange nicht gegessen. Wein wird jetzt leider noch nicht spendiert, denn die Musiker müssen ja einen klaren Kopf behalten. So vertrösten sie sich auf den Abend nach dem Konzert. Der König wird sie schon nicht leer ausgehen lassen!

Als Quantz gerade den ersten Bissen heruntergeschluckt hat, wird er von dem königlichen Kammerdiener Fredersdorff in den Gartensaal des Schlosses befohlen.

»Seine Majestät erwartet Sie dort.«

Quantz bekommt vor Aufregung einen roten Kopf. Es gilt meist als Auszeichnung, wenn jemand zum König befohlen wird. Und doch muss Quantz jetzt auch einen kleinen Zorn unterdrücken; er hat doch auch Hunger! Und er würde sich gern noch ein bisschen zurückziehen, denn sein Kopf tut schon seit dem frühen Morgen weh. Doch dem König muss man gehorchen, und zwar sofort. Quantz rückt seine Perücke gerade und zupft an den Manschetten herum, eilt zum Gartensaal und wird sofort hereingelassen.

Der König beugt sich mit seinem Baumeister Knobelsdorff über einen mit grünem Leder bezogenen Arbeitstisch, auf dem Pläne und Zeichnungen ausgebreitet sind. Aha, denkt Quantz, hier soll gebaut werden! Immer wenn Knobelsdorff auf der Bildfläche erscheint, wird umgebaut. In Rheinsberg war es auch so. Dort wurde der Takt zu den Musikproben oft von den Hämmern und Äxten der Zimmerleute geschlagen.

Durch die geöffneten weißen Flügeltüren fällt der Blick in den weitläufigen Park. Vorn auf dem sonnigen Weg liegen die beiden Lieblingshunde des Königs. Aus der Ferne hört man Trommelwirbel und abgehackte Kommandorufe. Die Grenadiere exerzieren.

Friedrich II. hält sich schon einige Stunden im Schloss Charlottenburg auf; er ist gleich aus dem Feldlager hierhergefahren. Nur wenige haben seine Ankunft bemerkt, und das liegt in seiner Absicht. Er beobachtet den Hofstaat gern aus dem Hintergrund, um dann überraschend aufzutauchen oder gar dazwischenzufahren.

König Friedrich von Preußen ist ein schmaler; feingliedriger, knapp mittelgroßer Mann von neunundzwanzig Jahren. Durch seine aufrechte Haltung wirkt er beherrschend. Seine Bewegungen sind knapp und rasch und beweisen, dass er weiß, was er will. Mit großen aufmerksamen blauen Augen unter den schön geschwungenen Brauen mustert er jeden Gesprächspartner durchdringend. Nur wenige halten diesem Blick stand, denn es geht etwas Kaltes davon aus. Quantz jedoch schaut den Landesherrn unbeirrt an. Friedrich trägt einen langen grünen Hausrock und leichte weiche Halbschuhe.

»Euer Majestät haben mich rufen lassen«, sagt Quantz und verbeugt sich.

Der König hat für sich und Knobelsdorff Kaffee servieren lassen, dessen Duft Quantz aufreizend in die Nase steigt. Würde er mir doch auch eine Tasse Kaffee anbieten, denkt der Musikmeister, aber die Flöte liegt ja schon bereit ...

»Hat es mit meiner Kapelle seine Richtigkeit, Quantz?«

O weh, er hat nur Quantz gesagt, nicht lieber Quantz, mit Seiner Majestät ist heute wohl nicht gut Kirschen essen!

Knobelsdorff hat sich gesetzt und lehnt sich im Sessel zurück. Der hat's gut, denkt Quantz und sagt: »Halten zu Gnaden, Euer Majestät, ich vertraue wie immer auf die gute musikalische Schulung von Euer Majestät Kapellbedienten.«

»Dass Er sich da nicht einmal irrt, Quantz! Und jetzt probe Er mit mir, übernehme Er meine Begleitung am Cembalo!«

Sogar hier im Gartensaal hat der König ein Cembalo aufstellen lassen, staunt Quantz. Weshalb kann ihn denn jetzt nicht dieser Bach begleiten? Der sitzt bei den anderen und schlägt sich den Wanst voll, während ich mich hier mit leerem Magen herumquäle.

Und er spielt und spielt und überlegt bei jedem Fehler, den der König macht, ob er eingreifen oder ihn überhören soll. Er entschließt sich zum Schweigen. Knobelsdorff zeigt ein undurchdringliches Gesicht.

»Nun, Quantz, was sagt Er zu meinem Flötenspiel?« fragt der König und greift nach der Kaffeetasse.

»Exzellent, wie immer, Euer Majestät! Die Musen werden einen neuen großartigen Einzug in dieses Schloss Charlottenburg halten.«

»Ja, das will ich meinen, lieber Quantz, endlich!«

Aha, also doch lieber Quantz! Seine Majestät ist jetzt bei besserer Laune.

»Wen hat Er für das Cembalo bestimmt?«

»Den Bach, Euer Majestät, Carl Philipp Emanuel Bach.«

»Was hält Er von dem Bach?«

»Ein großartiger Musikant, Euer Majestät! Kein Wunder bei diesem Vater!«

»Ach, lass Er den Vater ... Mit Vätern hat man seine eigenen Lasten. Schlägt denn der Bach seinem Vater nach?«

»Musikalisch nicht ganz, Euer Majestät. Der Vater versucht, mit der menschlichen Stimme wie mit einem Instrument zu spielen, der Sohn aber möchte am liebsten die Instrumente mit menschlicher Stimme singen lassen.«

»Ich merke schon, Quantz, das gefällt Ihn nicht. Wie hält es der Bach mit dem Dienst?«

»Es geht ihm nichts darüber, Euer Majestät. Er ist pünktlich und zuverlässig und immer bei der Sache. Er hat die Musikanten in der Hand, Euer Majestät.«

»Das spricht für den Bach. Und es spricht für Ihn, Quantz, dass Er den Bach lobt, obgleich Er seine Musik nicht mag. Der Bach soll mir gelegentlich etwas vorspielen!«

Aha, daher weht der Wind, denkt Quantz. Alles, was mit Singen zu tun hat, schmeichelt dem König, er hält es nun einmal mit der Oper. Ich muss auf der Hut sein, dass ich nicht ins Hintertreffen gerate.

»Und nun verlasse Er mich, Quantz, und kümmere Er sich um die Musiker. Halte Er sie mir bei guter Laune und bei bewährtem Preußengeist!«

Der König winkt, ein Diener öffnet die Tür, und Quantz bewegt sich gewandt hinaus, rückwärts, versteht sich, er muss ja Seiner Majestät mit dem Gesicht zugewandt bleiben. Der König und Knobelsdorff wenden sich wieder ihren Plänen zu.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein: Der König sprach von »seiner Kapelle«. Alles in Preußen gehört einem einzigen, dem »Einzigen«. Alles wendet seinen Blick zu ihm, alles muss erst »Ihn« befragen, wenn entschieden werden soll. Alles geht durch »Seine« Hände, alles, alles dient nur »Ihm«. So auch die Künste. Ich glaube, kaum jemand fragte. damals danach, ob das wohl richtig sei oder ob es auch anders zugehen könnte im Lande. Doch es sollten andere Zeiten kommen, ich habe erlebt, wie sie begannen ...

Schon ist der Hofstaat vollzählig in Charlottenburg versammelt. Auch an andere Damen und Herren der vornehmen Berliner Gesellschaft sind Einladungen ergangen.

Quantz ist nach der Begegnung mit dem König durch den stillen Park geschlendert. Der angrenzende Obstgarten des Schlosses steht in voller Blüte. In den Bäumen summen Bienen. Die Stiefmütterchen wenden ihre bunten Gesichter aus den verschnörkelten Rasenbeeten in die Sonne. In der Ferne dröhnen noch immer die Trommeln.

Dann wendet sich Quantz dem Ehrenhof zu, da er neugierig auf die Festgesellschaft ist. Er kommt sich dort jedoch unbeholfen vor. Wie er mit dem König umgehen muss, weiß er, aber unter dieser Gesellschaft bewegt er sich unsicher. Wegen seiner roten Musikantenuniform hält man ihn für einen Lakaien und fragt ihn nach dem Weg in den Orangeriesaal und nach dem Beginn des Festes.

Quantz wird wieder von seinem knurrenden Magen gequält und geht zu den anderen Kapellbedienten zurück; zum Glück haben die ihm eine Terrine mit Fleischklößchen aufgehoben.

In den Häusern und Gärten an der Strasse zwischen Berlin und Charlottenburg wird heute nur wenig gearbeitet. Die Leute finden keine Ruhe dazu, denn den Anblick der vielen Kutschen - manche sogar vierspännig - wollen sie sich auf keinen Fall entgehen lassen. Wer lange aushält, kommt auf seine Kosten. Ganz zum Schluss rollt ein Wagen vorbei, wie man ihn selten zu sehen bekommt. Er ist offen, darauf fünf Männer und zwei Frauen. Sie stecken in Gewändern von grellen Farben. Ihre Gesichter sind bemalt. Komödianten! Von diesem Anblick fühlen sich die Leute an der Straße noch mehr gefesselt als von den prächtigen Hofkutschen. Das ist so bunt und fremd und verlockend! Die Komödianten ziehen ihre Hüte und grüßen nach allen Seiten. Die beiden Frauen werden nicht müde, Kuschhändchen zu werfen und mit dem Tamburin zu rasseln.

Eine Theatertruppe unterwegs nach Charlottenburg - das hat es seit Menschengedenken nicht gegeben.

»Das hat es noch nie gegeben!« sagt auch der Leutnant der Schlosswache an der Einfahrt zum Charlottenburger Ehrenhof.

»Halt! sage ich, keinen Schritt weiter!«

Das fehlt gerade noch, schimpft er in sich hinein, Musiker, Goldmacher, Freimaurer und wie das ganze Gelichter heißt, und nun auch noch Schauspieler, das geht zu weit!

»Prego, Signore, Sottotenente, Leutenante, lass Sie uns 'erein, 'at uns eingeladen' il Sua Maestà, die neue König, molto amante dell' arte, gross Freund von die Kunst, sind wir Künstler, artiste, spiel wir Kommedia!«

Der bunte Hanswurst ist der Wortführer der kleinen Theatertruppe, und da er immer eine der Dienerrollen in allen ihren Stücken spielt, nennt man ihn auch im täglichen Leben bei seinem althergebrachten italienischen Dienernamen: Arlecchino.

Er trägt einen eng anliegenden glänzenden Anzug mit grünen Streifen, versteckt Nase und Augen hinter einer Halbmaske und balanciert ein grünes Filzhütchen auf dem Kopf. In der Rechten schwingt er die Narrenpritsche und unterstreicht damit alle seine Worte. Klatsch! Klatsch!

Der andere Diener heißt Brighella. Während Arlecchino gross, schlank und beweglich ist, wirkt Brighella klein, dick und plump.

Arlecchino spöttelt und stichelt.

»Signore Sottotenente, mach Er nix difetto, nix kaputt, nix falsamente, wird bös la Sua Maestà, warf Sie in carcere, seh Er, so!«

Und der Arlecchino formt aus seinen Fingern ein Gitter und hält es dicht vor die Augen.

Sein Begleiter, der Capitano, der immer die Rolle des prahlerischen Kriegshelden spielen muss, zieht den hölzernen Säbel und dringt auf den vergatterten Arlecchino ein, als müsse er ihn vor ein Kriegsgericht schleppen, dazu lässt er einen Schwall von Worten los, die sich drohend anhören.

Nun klettert die jüngere der beiden Damen vom Wagen und führt ein Tänzchen auf, dreht sich in ihrem kurzen Ballettröckchen trippelnd um den Leutnant der Schlosswache herum, während die andere den Rhythmus vom Tamburin klopft und Arlecchino eine einschmeichelnde

Flötenmelodie hören lässt. Jetzt erhebt sich ein anderer Komödiant und droht mit dem Finger. Er trägt ein langes schwarzes Gewand mit weisser Halskrause, darüber einen hohen spitzen Hut. Da er in den Theaterstücken die Arzt- und Gelehrtenrolle spielt, führt er den Namen Dottore.

Der Leutnant, der Sottotenente, wie ihn Arlecchino in italienischer Sprache nennt, wird unsicher und verwirrt, zumal sich bereits Schaulustige um die Gruppe versammelt haben und zum Tanz in die Hände klatschen, und er spürt, dass die Sympathie der Leute auf Seiten der Komödianten ist.

»Sieht Er, molto popolo, viele Leut«, ruft Arlecchino und weist auf die Umstehenden, »alle wollen sehen die Commediante dell' arte, die italienisch Künstler. Warum nicht la Sua Maestà auch, die neue König? Molto lavoro, viel Arbeit `at Frederico Rex, la guerra, noch ein la guerra, Krieg, bumm – bumm, ist magno Capitano della guerra, gross Feldherr, braucht aber auch il divertimento, die Vergnügen, die Lachen, sonst nix Victoria.«

So lässt der Leutnant schliesslich die Komödianten durch. Beifallklatschen von allen Seiten. Die Tänzerin, die den Namen Columbine, das Täubchen, führt, flattert wieder auf den Wagen, der Capitano knallt mit der Peitsche, und los geht die Fahrt.

Die bunte Truppe lässt es sich nicht nehmen, eine Runde über den Ehrenhof zu fahren. Die Flöte quäkt, das Tamburin rasselt, die beiden Frauen werfen Kuschhändchen.

Die Festgäste schauen aus den Fenstern des Schlosses auf die Szene, auch Herr von Billfeld.

Von diesen Gästen weiss er nichts, die stehen nicht in seinem Protokoll. Das ist ja unerhört! Will ihm jemand einen Schabernack spielen? Da soll doch gleich das Donnerwetter dazwischenfahren! Herr von Billfeld geht trotz seiner Aufregung in höfischer Gelassenheit langsam der bunten Gesellschaft entgegen. Die sind doch tatsächlich im Stande und betreten das Schloss!

Arlecchino und Brighella ziehen die Hüte, als Herr von Billfeld vor ihnen die Stirn runzelt, und sie verbeugen sich so tief, dass ihre Nasen fast den Boden berühren.

»O Euer Majestät, der Herr König della Borussia, viva die Preußen!« schmettert Arlecchino heraus, »ergebener Diener, Euer Majestät, immer ergebener Diener!«

»Unsinn!« brummt Herr von Billfeld, »ich bin nicht der König!« Und seine Stimme wird scharf. »Wie kommt das Gauklervolk hier herein? Was habt ihr hier zu suchen?«

Arlecchino wiederholt mit ernsthafter Miene seine Beteuerungen, der König selbst habe sie hierher eingeladen, ja befohlen, und da seien sie nun, denn nie würden sie es wagen, einem königlichen Befehl zuwiderzuhandeln, und das werde der gnädige Herr doch verstehen, oder etwa nicht?

Herr von Billfeld antwortet nicht, denn er ist durch das resolute Auftreten des Arlecchino nun doch unsicher geworden. Ganz von selbst werden diese Leute ja wohl nicht gekommen sein. Aber er muss der Sache erst einmal nachgehen.

Er führt die Komödianten in den Raum, wo die Kapellbedienten ihre Umhänge und Stiefel abgelegt haben, schliesst das lang gestreckte Zimmer ab und geht, um Erkundigungen einzuholen.

Da Herr von Billfeld in Eile ist, bemerkt er nicht, dass sich auch Emanuel in diesen Raum zurückgezogen hat, um sich vor dem Konzert zu besinnen und zu konzentrieren. Ihm ist beim Anblick der prächtigen Auffahrten eine kleine Melodie eingefallen, und er hofft, dass er sie noch vor dem Konzert niederschreiben kann, damit sie ihm nicht verloren geht. Es kommt ihm jedoch so vor, als habe er diese Melodie schon einmal zu Papier gebracht. Aber wann und wo? Das fällt ihm nicht mehr ein. Oder irrt er sich? Melodien kommen und gehen, manchmal weiß er nicht mehr, woran er mit ihnen ist.

Da sitzt er nun auf dem Fensterbrett, halb versteckt hinter einem Samtvorhang, und diese bunten Leute werden hier hereingeführt und machen Lärm! Und – hat er richtig gehört? Wurde nicht ein Schlüssel im Schloss umgedreht?

Emanuel springt zur Tür und klinkt – tatsächlich abgeschlossen! Aber das darf doch nicht sein! Er ist auf dem Sprung, er muss sich bereithalten, denn das Konzert kann jeden Augenblick beginnen; und dann sitzt nicht er am Cembalo, sondern der andere wird spielen, der Schale!

»Wer sind Sie, was wollen Sie hier? Und weshalb machen Sie solchen Krach?« fragte Emanuel lauter, als er sonst zu sprechen pflegt.

»Oh, Signore Principale, Er sein der Direttore della Commedia? Hör Er gut, werden wir spielen la Commedia von heimgekehrte Soldat, findet Braut weggelauf' und geheiratet mit andere amoroso, andere Liebhaber, oh, die arm Soldat! ...«

Der Arlecchino wirkt sehr komisch, als er dies sagt, und Emanuel muss lachen. Das ist ja alles ganz gut und schön, doch was hat er damit zu tun?

»Ich bin nicht il Direttore della Commedia, der Theaterchef, sondern il Cembalista, der Cembalospieler, und werde Seiner Majestät Flötenspiel begleiten, ich muss hinaus!«

»Warum so aufgeregt, so agitato, Signore?« lässt sich Arlecchino vernehmen, »gibt viele Könige und principe, warum lieben nur einen und nur spielen für ihn?«

Emanuel wird ärgerlich.

»Was versteht ihr fahrendes Volk schon von Treue und Zuverlässigkeit?« fragt er. »Ich stehe zu meinem König, dem ich nun seit drei Jahren diene ...«

»Tre anne, drei Jahr – kurze Zeit! Warten bis dreissig Jahr, was ist dann geworden aus amore antico, aus alte große Liebe?«

Emanuel droht dem Arlecchino mit dem Finger.

»Hüte Er Seine Zunge, Arlecchino! Sonst passiert Ihm etwas!«

»Was soll mir passieren?« fragt Arlecchino lachend. »Ich bin mit allen Wassern gewaschen!« Und das hört sich nun ganz und gar nicht italienisch an, so dass Emanuel erstaunt aufsieht. Doch Arlecchino fällt sogleich in seine Rolle zurück.

»Ist bunt das Leben, ist rund la terra, und dreht sich, rotondo, rotondo«, er beschreibt mit den Händen die Form einer Kugel, »Arlecchino 'at cento faccie, 'undert Gesicht, Soldat, prigionere, Gefangener, fuggitivo, Flüchtling! Arlecchino kennt schon alles!«

Brighella fängt jetzt an zu schimpfen, aber auch das klingt nicht sehr italienisch.

»Was bilden diese Herren hier sich eigentlich ein, unbescholtene Komödianten wie uns einfach einzusperren? Haben wir gestohlen? Mit Falschgeld bezahlt? Mit den Damen dieser Herren angebändelt? Wir wollen hinaus und Komödie spielen, und zwar sofort!«

»Ich werde die Tür einrennen!« ruft der Capitano, »es wäre ja gelacht, wenn ich nicht durchkäme!«

Lass sie nur machen, denkt Emanuel, auf diese Weise komme auch ich hinaus, und Quantz wird nicht den Schale nehmen.

Doch die Tür erweist sich als zu fest. Das Schloss gibt nicht nach. Emanuel wird nervös. Wie soll er nur hinauskommen? Er schaut aus dem Fenster. Alle Gäste des Königs sind bereits im Schloss, bald soll das Konzert beginnen. Wie soll er durch diese fest verschlossene Tür kommen? Doch halt, weshalb muss es denn die Tür sein?

Gedacht, getan. Schon öffnet er den Fensterflügel und prüft den Abstand zum Boden. Und Emanuel schwingt sich unter dem Gelächter der Komödianten hinaus in den Park. Gott sei Dank, es ist noch nicht zu spät. Meister Quantz geht nach seinem Essen noch ein wenig spazieren.

»Aber Herr Bach!« ruft er erstaunt. »Was treiben Sie für seltsame Übungen? Ich habe Sie immer für einen soliden Mann gehalten!«

»Bin ich auch, Herr Quantz, ganz zu Ihren Diensten!« ruft Emanuel. »Wenn die Pflicht ruft, ist mir kein Weg zu beschwerlich. Wann wird endlich das Konzert beginnen?«

Quantz zieht die Schultern hoch.

»Ich weiß es nicht. Habe ich Ihnen eigentlich schon gesagt, dass wir heute Herrn Schale nicht in Anspruch nehmen wollen?«

»Nein, das haben Sie noch nicht gesagt. Ergebensten Dank! Seit Tagen denke ich an nichts anderes.«

Emanuel atmet erleichtert auf. Nun kommt er also zum Zuge! Er wird jetzt einen kleinen Spaziergang durch den Park machen und sich mit Herrn Quantz unterhalten. Doch daraus wird nichts.

»Was ist denn das?« ruft Quantz. »Aus dem Fenster steigen noch mehr Personen? Sogar Frauen! Kennen Sie diese Leute?«

»Kennen wäre zu viel gesagt. Es sind Komödianten. Herr von Billfeld hat sie in diesen Raum eingeschlossen. Und mich gleich mit.«

Die Komödianten richten ihren Wagen mit wenigen Handgriffen zu einer Bühne her und wollen endlich mit ihrem Spiel vor den Herrschaften beginnen, die alle aus den Schlossfenstern schauen. Da naht Herr von Billfeld eiligen Schrittes, begleitet von zehn Grenadieren. Der Korporal an der Spitze gibt einen Wink, und die Soldaten führen den Wagen mitsamt den Komödianten aus dem Ehrenhof durch das grosse Gittertor. Dann sagt der Korporal: »Verschwindet, oder wir machen euch und euren Pferden Beine!«

Der Arlecchino möchte wieder zu einer Rede ausholen, aber der Korporal winkt noch einmal, die Grenadiere packen ihre Gewehre mit den kräftigen Kolben nach vorn. Da bleibt den Komödianten nichts weiter übrig, als in Richtung Berlin abzuziehen.

Doch das Konzert beginnt noch immer nicht:

Der König befiehlt die Generäle, die zum Hoffest erschienen sind, in den Gartensaal. Auf dem Arbeitstisch wird eine Landkarte von Schlesien ausgebreitet. Hier fließt die Oder, da liegt die Neiße, dort Breslau. Der Kurier muss noch einmal die Lage erklären. Wieder einmal hat die preußische Armee die zahlenmäßig stärkeren österreichischen Truppen in die Flucht geschlagen.

»Nun, was sagen Sie dazu, meine Herren?« fragt der König.

»Die Lage ist günstig, wirklich sehr günstig«, erwidert einer der Generäle, „dem preußischen Vormarsch steht kaum noch etwas im Wege!«

»Sehen Sie!« sagt der König sehr betont, denn die Generäle wären mit seinen Kriegsplänen durchaus nicht sofort einverstanden gewesen; auch sie kannten die Worte des verstorbenen Königs: Fange er niemals einen Krieg an ... Man berät nun über das Vorgehen der nächsten Wochen, und der junge Friedrich hört sich an, was man ihm zu sagen hat. Entscheiden aber wird er, er ganz allein.

»Ich danke Ihnen, meine Herren Generäle«, sagt der König schließlich, ohne seinen Willen zu verkünden, und faltet selbst die Landkarte wieder zusammen. »Nehmen Sie doch bitte im Konzertsaal Platz!«

Sollen sie doch sehen, was er unternehmen wird, diese altgedienten Herren!

Die Generäle verbeugen sich und gehen zögernd hinaus.

Übrigens dachte auch ich so, während ich in die Bibliothek hinaufging, um auf Befehl des Königs ein Buch über die Kunst der Kriegführung zu holen. Auch das nennt man Kunst, sann ich; sie besteht darin, dem Feind in geschlossenen dichten Reihen entgegenzumarschieren und sich abknallen zu lassen wie bei einer Treibjagd.

Der König ruft nach seinem Kammerdiener Fredersdorff.

»Gehe Er zu Monsieur Quantz und sage Er ihm, dass sein Konzert nicht gespielt wird. Heute lasse ich mich mit einem eigenen Flötenkonzert hören, der Tag ist danach ... Hole Er die Noten aus meinem Gepäck und lasse Er sie an die Kapellbedienten verteilen!«

»Aber was wird Herr Quantz dazu sagen?« wagt der Kammerdiener zu fragen. »Und die Kapellbedienten haben Euer Majestät Konzert nicht geübt ...«

»Papperlapapp!« sagt der König. »Ich werde ein Viertelstündchen warten, damit sie das Konzert einmal durchspielen können! Und wer große Patzer macht, der fliegt unbarmherzig hinaus. Hat Er verstanden, Fredersdorff?«

»Jawohl, Euer Majestät!«

Johann Joachim Quantz traut seinen Augen nicht; als plötzlich andere Blätter auf die Notenpulte gelegt werden.

»Seine Majestät befehlen dieses zu spielen«, sagt der Kammerdiener leichthin. »Ein Konzert von Seiner Majestät eigener Komposition.«

»Wie bitte?« fragt Quantz.

»Ja, das ist nun nicht anders«, sagt Fredersdorff schulterzuckend und geht.

Quantz ist wie vor den Kopf geschlagen. Aber er kann es sich nicht leisten, auf der Stelle verärgert nach Hause zu fahren, denn er hat noch immer nicht den Anstellungsvertrag und den

langersehnten, zukunftsichernden Hoftitel. Er muss bleiben, mit gleichmütig freundlicher Miene dem Spiel des Königs lauschen und um die Sicherheit der Musikanten zittern.

Quantz winkt Emanuel auf die Seite und sagt mit leiser Stimme: »Nun kommt alles auf Sie an, Herr Bach! Jetzt ist Ihre große Stunde. Nur Sie können alle musikalischen Fäden in der Hand behalten, Sie wissen, was ich meine?«

Emanuel nickt.

Bald darauf betritt der König mit seiner Begleitung den Orangeriesaal, und die Hofgesellschaft erhebt sich. Mit kurzem Kopfnicken grüßt der König in die vorderen Reihen hinein. Die Herren neigen sich, die Damen verharren im zeremoniellen Hofknicks.

Die Kapellbedienten dürfen bei solchen Begrüßungen sitzen bleiben, das hat ihnen der König ein für allemal erlaubt, damit es nicht so viel Unruhe gibt. Auch Emanuel muss also nicht seine Augen alleruntertänigst auf den gemusterten Fussboden heften, sondern hat Gelegenheit, zu beobachten, mit welchen Blicken der König sein Publikum prüft.

Stattlich sieht er aus, der König, gar nicht mehr so blass wie in Rheinsberg. Die Krone scheint ihm gut zu bekommen. Er trägt die Uniform seines Leibregimentes, eine blaue lange Jacke mit rotem Kragen und roten Manschetten, zwei Reihen blanker Knöpfe und silberner Schärpe mit hängenden Troddeln. Dazu weiße Hosen und Reitstiefel. Die Stiefel glänzen, die Uniform sitzt knapp und elegant. Nun lässt er sich die Flöte auf einem silbernen Tablett reichen und gibt dem Cembalospieler ein Zeichen. Emanuel erhebt sich halb, wirft den Kopf zurück und setzt gleichzeitig mit der ganzen Kapelle ein.

Die Musik entfaltet sich im Wechselspiel zwischen der gesamten Kapelle und einer kleinen Gruppe von Instrumenten, unter denen die königliche Flöte durchdringend zu hören ist, zurückhaltend begleitet und untermalt vom Cembalo, einem Cello und einer Geige.

Gar nicht so schlecht, wie der König diese Blöcke zusammengestellt hat, findet Emanuel, allerdings auch gar nicht so neu.

In den Musikanten sitzt Angst. Sie hocken verwirrt und verkrampft da und starren in die Noten, als müssten sie sie festhalten. Dabei verzählen sie sich im Takt, übersehen musikalische Zeichen und verfehlen dadurch die richtige Tonhöhe. Zum Glück überhört der König in seiner Begeisterung für sich selbst so manchen Missklang.

Emanuel ist es Recht, dass er etwas anderes spielen kann als das Geübte. Dies hier ist ein bisschen abenteuerlich, es prickelt in den Fingerspitzen.

Nach und nach lockern sich auch die anderen in Schultern und Händen.

Der König spielt jetzt wieder ein Solo. Er ist gut im Zuge und schmückt die Melodie mit Verzierungen aus, die nicht in den Noten stehen. Es ist ihm selbstverständlich, dass Emanuel damit zurechtkommt, bei dem berühmten Vater!

Emanuel gerät nicht aus der Fassung, verfehlt weder den Takt noch die Tonart. Er passt sich an, weiß jede Wendung der aus dem Augenblick entstehenden Erfindung im Voraus und stellt sich darauf ein.

Euer Majestät wollen also nach e-Moll? denkt Emanuel. Nun, warum nicht? Mit drei Akkorden und einem brillanten Pralltriller erwarte ich Euer Majestät untertänigst in e-Moll; ich bin schon da, König Friedrich! Was? Euer Majestät, geruhen sich nur kurze Zeit in dieser Tonart aufzuhalten und dann nach G-Dur zurückzukehren? Wenn's weiter nichts ist! Ein Daumenrutsch über die halbe Tastatur, und Euer Majestät können sich in der alten Tonumgebung wieder wohl und zu Hause fühlen.

Donnerwetter, der Bach! denkt Friedrich anerkennend. Der kann's! Der ist mein Mann! Aber so soll es ja auch sein: Für mich sind die Besten gerade gut genug!

Und nun ist wieder die Kapelle an der Reihe; der König kann verschlafen und sich ausruhen.

Quantz lehnt ziemlich weit hinten an der Wand und hat aufgehört, um das flüssige Spiel der Kapellbedienten zu zittern. Der Bach macht seine Sache großartig, der Bach reißt alle mit.

Allerdings, was ist da schon viel zu machen, denkt Quantz. Es ist ja eine kinderleichte Komposition, die dem König eingefallen ist, gefällig und anspruchslos; ich weiß immer schon vorher, wie es weitergehen muss. Die Streicher machen schrumm-schrumm und zählen den Takt;

für sie fällt nur selten eine Melodie ab. Lediglich der Cembalist kommt manchmal zu musikalischen Empfindungen.

Schlussakkord! Hochroten Gesichtes setzt der König die Flöte ab und geht hinaus, während sich die Hofgesellschaft erhebt, die Herren beugen wiederum ihr Haupt, die Damen verharren in steifer Verrenkung. Jetzt müssen auch die Kapellbedienten aufstehen, dann verlassen sie den Orangeriesaal und gehen in den Raum zurück, in dem die Komödianten eingeschlossen waren.

Emanuel wischt sich den Schweiß von der Stirn und nimmt die Perücke ab. Das kurz geschnittene eigene Haar ist quatschnass, sogar der neue Frack schon durchgeschwitzt. Aber Emanuel weiß, dass die Anstrengung sich gelohnt hat.

Auf dem Fensterbrett liegt noch das Notenblatt mit der Melodie, die ihm vorhin eingefallen war, und er summt sie vor sich hin. Hübsch ist sie. Vielleicht ein Thema für eine weitere Preußische Sonate ... Sobald er wieder am Klavichord daheim sitzt, wird er sich daranmachen.

Er erwartet, dass sie nun sogleich wieder nach Berlin gefahren werden, denn es ist nicht üblich, dass alle Kapellbedienten den ganzen Abend auf einem Hoffest bleiben. Da steht auch schon der königliche Kammerdiener auf der Schwelle, wahrscheinlich wird er zum Aufbruch rufen. Emanuel packt also sein Notenblatt ein und greift nach dem Umhang.

Doch es kommt anders. Wer im Umkreis der Königs lebt, ist vor Überraschungen nie sicher, vor guten wie vor bösen. Ich habe es oft genug erleben müssen, auch Carl Philipp Emanuel.

»Seine Majestät der König befehlen den Kapellbedienten Carl Philipp Emanuel Bach in den Gartensaal. Sofort!«

Erschrocken zieht Emanuel seine Perücke wieder über den Kopf, streicht an Frack, Jabot und Manschettenrüschen herum und folgt dem Kammerdiener durch die kerzenbeleuchteten Gänge in den Gartensaal, in dem der König, nun wieder mit seinem grünsamtenen Hausrock bekleidet, vor einem hell auflodernden Kaminfeuer sitzt. Die glänzenden Stiefel hat er ausgezogen. Sein Gesicht ist gerötet, die weiße Perücke steht ausgezeichnet zu dieser Frische. Durch die geöffneten Terrassentüren dringt klare, reine Abendluft, im Park schlägt eine Nachtigall. Wieder sitzt der Baumeister Knobelsdorff beim König, er ist gerade dabei, zwei Gläser mit rotem Wein zu füllen. Friedrich erhebt sein Glas, hält es gegen das Kaminfeuer und freut sich über die tiefe, satte Farbe. Dann leert er es auf einen Zug dreht sich um und sagt: »Sieh da, sieh da, lieber Bach, Er hat sich ja mächtig herausgemacht, seit Er in meine Kapelle kam! Setze Er sich dort!«

Der König weist Emanuel einen gepolsterten Schemel an.

»Ich habe mich über Sein Spiel gefreut, Er hört genau, worum es geht! Und ich ernenne Ihn hiermit zum Ersten Kammercembalisten meiner Kapelle und lade Ihn zum heutigen Hoffest ein. Sitze Er doch bequem, Er ist ja kein Soldat!«

Emanuel ist am Ziel, und doch traut er seinen Ohren nicht. Ihm stockt der Atem, und eine heisse Welle steigt ihm ins Gesicht. Er wagt nicht, sich zu bewegen.

»Was sitzt Er da so stumm und steif! Weiß Er denn nichts zu sagen?«

»Ich danke Euer Majestät von ganzem Herzen!« sagt Emanuel aufatmend, erhebt sich und macht dem König eine Verbeugung. »Ich werde Euer Majestät allezeit ein gehorsamer Diener sein. Und ein guter Cembalospielder, versteht sich!«

Die höfischen Formeln stehen ihm bereitwillig zur Verfügung. Dem König gefällt das, und Knobelsdorff wundert sich, dass der König den Kapellbedienten nach dieser persönlichen Auszeichnung nicht gleich wieder hinausschickt.

»Er hat einen berühmten Vater, wie ich gehört habe. Er könnte gelegentlich etwas Musikalisches Seines Vaters zu Gehör bringen. Nicht gerade Kirchenmusik, ich liebe anderes. Was stellt Er in Aussicht, Bach?«

Emanuel überlegt nicht lange.

»Die Brandenburgischen Konzerte, Euer Majestät,«

»Soso, Brandenburgische Konzerte ... Warum nicht? Schließlich kam es ja allezeit auf die Kurmark Brandenburg an. Und auch jetzt, da ich mich ansichke, Schlesien zu erobern. Bereite Er alles vor, ich bleibe Ihm gewogen. Und, nun spiele Er mir etwas von Seiner eigenen Erfindung!«

Der König weist auf das geöffnete Cembalo, die Tasten glänzen, und Emanuel schlägt das Herz bis zum Hals. Er setzt sich, denkt einen Augenblick nach und beginnt diejenige seiner Preußischen Sonaten, die er damals nach dem Tode des alten Königs der neuen Königin in Rheinsberg vorgespielt hat.

Emanuel macht während des Spielens eine neue und für ihn sehr schöne Erfahrung. Diese Musik erklingt nicht nur, damit der König sie hören, prüfen und für gut befinden soll, sondern sie entfaltet sich aus der Gemeinsamkeit des Fühlens und Erlebens. Emanuel vergisst seine Umgebung und seine Zuhörer durchaus nicht.

Da sitzt der König, daneben Knobelsdorff, und hier spiele ich, denkt er, es ist eine Atmosphäre wie bei einem Gespräch. Ja, wir tauschen uns aus, gebend und empfangend. Ich bin Freund und Partner des Königs, ich sitze hier nicht nur als Kapellbedienter vor meinem Herrn. Solche Einheit und Gleichheit ermöglicht eben nur die Kunst; gepriesen sei die Musik! Ihre Freunde schaffen Raum zu neuer, immer weiter gehender Freundschaft, einen Raum, in dem mir immer Neues, immer Schöneres einfällt, und die Freunde der Musik sind auch die meinen.

Ja, der König ist mein Freund, wie glücklich kann ich darüber sein! Ich stehe mit der Musik auf Du und Du, ich stehe auch mit dem König auf Du und Du, ohne indes diese vertrauliche Anrede zu gebrauchen. Welch wundersame Gemeinsamkeit! Welch ein neuer, herrlicher Weg für die Kunst! Mit diesem König werde ich auch meinen Weg machen.

König Friedrich schenkt sich noch ein Glas, Wein ein und hört schweigend zu. Als Emanuel den ersten Satz beendet hat, spendet er sogar Beifall.

»Nicht schlecht, lieber Bach! Welche Bezeichnung hat Er Seinem Stück gegeben?«

»Preußische Sonate, Euer Majestät!«

»Hervorragend! Bach, Er ist mein Mann! Brandenburgische Konzerte, Preußische Sonaten ... Aus Ihm kann etwas werden. Und nun gehe Er und rufe Er mir den Quantz!«

Emanuel verbeugt sich, so tief er kann, und geht wie schwebend hinaus. Das war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte! Eine Ernennung aus des Königs Mund persönlich. Vielleicht führt ihn diese Laufbahn zu noch höheren Gipfeln. Hofkapellmeister. Hofkompositeur.

Leise schliesst er die Tür zum Gartensaal. Quantz hält sich in der Nähe dieser Tür auf und mustert Emanuel nicht ohne Misstrauen.

»Zum König, Monsieur Flötenmeister! Jetzt wird auch Ihnen die Sonne scheinen. In mir sehen Sie den Ersten Kammercembalisten Seiner Majestät.«

Quantz zögert einen Augenblick, dann ergreift er Emanuels Hand und schüttelt sie herzlich.

»Meinen Glückwunsch, Herr Bach! Sie haben es verdient!«

Emanuel bedankt sich und geht langsam in den Orangeriesaal zurück, während Quantz zum zweiten Mal an diesem Tag vor dem König steht. Auch er erhält seinen langersehnten Titel, den eines königlichen Flötenlehrers. Jetzt wird er dem Kurfürsten von Sachsen den Dienst aufkündigen und sich in Berlin ganz zu Hause fühlen.

### **Courante - Der Arlecchino**

Im Orangeriesaal bereitet sich der Hofanz vor. Auf dem Podest sitzt eine Gruppe von Kapellbedienten, die zur Tafel- und Tanzmusik befohlen sind. Emanuel braucht nicht mitzuspielen, und das ist ihm ungewohnt, zumal er noch immer seinen roten Musikantenfrack trägt. In diesem Gewand soll er am Hoffest teilnehmen? Wie unangenehm, für einen Lakaien gehalten zu werden! Da kommt schon ein vornehmer Herr auf ihn zu, hoffentlich will er sich nicht einen Stuhl tragen oder eine Nachricht befördern lassen! Doch nein, das ist der Herr von Nostitz. Emanuel kennt ihn von Rheinsberg her. Er wird ihn wohl nicht mit einem Diener verwechseln.

»Herr Bach, ich habe ein Anliegen an Sie. Wollen Sie mir die Freundlichkeit erweisen, meine Tochter im Klavierspiel zu unterrichten? Ich werde es mir zur Ehre anrechnen, wenn gerade der Herr Hof- und Kammercembalist ihr Lehrer sein wird.«

»Ach, das weiß der Herr schon?«

Der nickt lächelnd.

»Hier ist meine Karte. Kommen Sie am Empfangstag in mein Haus, ich werde Ihnen meine Tochter vorstellen, und dann verabreden wir die erste Unterrichtsstunde. Ist es Ihnen so recht?«

»Ich stehe zu Diensten, Herr Reichsfreiherr von Nostitz«, sagt Emanuel und nimmt die Namenskarte entgegen.

»Sie sollen auf Ihre Kosten kommen«, fährt Nostitz fort, »ich zahle Ihnen einen Taler für den Nachmittag.«

Emanuel wird es schwindlig. Das ist viel! Wenn es so günstig um ihn steht, wird er sich bald ein gutes Cembalo mit zwei Klaviaturen kaufen können.

Damit nicht genug, Emanuel gewinnt an diesem Abend noch zwei Schüler und eine Schülerin aus dem höchsten Adel. Er ist nun also das, was man einen gemachten Mann nennt.

Die Gesellschaft sitzt beim Souper, beim Abendessen. Auf der weißgedeckten Tafel stehen vor jedem Gast silberne Teller und mehrere verschieden grosse geschliffene Weingläser: Auf leisen Sohlen treten die Diener heran und bieten aus Silberschüsseln die herrlichsten Leckerbissen an, und jeder nimmt sich davon, aber nur wenig, damit im Magen Platz bleibt für das nächste Gericht, das vielleicht noch leckerer schmeckt.

Die Diener tragen weiße Handschuhe, und so blütenweiße Kniestrümpfe hat man am preußischen Hof schon lange nicht gesehen. Doch welche Augenweide sind erst die großen Garderoben der Grafen, Gräfinnen und Komtessen, der Barone und Baronessen, der ausländischen Gesandten und ihrer Damen! Da wogt und schillert es von Samt und Seide, Atlas und Brokat in Meergrün und Neapelgelb und Burgunderrot, da blitzen die Spitzen und glänzen die Geschmeide, da funkeln und leuchten die edlen Steine und schimmern die Perlen. Auch der Wein perlt und funkelt in den Gläsern, die Speisen duften. Kein Wunder, der König hat ja mehrere Hofköche nach Charlottenburg geschickt.

An die Leute rund um das Schloss, die Tagelöhner und Knechte, hat er übrigens auch gedacht; sie bekommen Freibier, gebratenes Ochsenfleisch und frisch gebackenes Brot. So viel sie wollen.

Nun sind sie da drinnen im Schloss mit dem Essen fertig. Es hört sich so an, als wolle man mit dem Hofball beginnen. Schon ertönen die langsamen Melodien eines Tanzmarsches, einer Entree.

Die Paare formieren sich und schreiten durch den Saal und die benachbarten Räume, so weit die Musik dringt, eine kleine Besetzung von vier Geigen, zwei Bratschen, einem Cello, einem Kontrabass und dem Cembalo, und daran sitzt jetzt Christian Friedrich Schale. Der hat zwar seinem Konkurrenten Bach mit höflichen Worten zur königlichen Ernennung gratuliert, fühlt sich aber doch zurückgesetzt und sieht melancholisch in die Noten.

Jetzt schwebt der königliche Tanzmeister durch den Saal, ermuntert, korrigiert, tanzt die komplizierten Schritte vor. »Chaconne tanzen wir jetzt, Mesdames, Messieurs, munter, munter, auch wenn der Tanz in düsterem Moll steht! Ja, nun geht es französisch zu, das ist die Pariser Tanzfolge! Jetzt die Passecaille, den Hahnenschritt, trippeln, hüpfen in winzigen Schrittchen, aber schnell, sonst läuft Ihnen das Leben davon!

Und nun die Musette! Ach, diesen Tanz kennen Sie nicht, meine Damen und Herren? Ja, Sie sehen ganz richtig: Wir haben dazu eigens einen Dudelsackpfeifer engagiert und in einen roten Musikantenfrack gesteckt. Bei diesem Tanz sind keine großen Sprünge möglich, Sie dürfen sich also ein wenig ausruhen. Aber nicht hinsetzen! Sind Sie etwa schon am Ende mit Ihrem Atem, Monsieur?«

Wie ein bunter Schmetterling flattert der Tanzmeister mit seiner winzigen Geige durch die Reihen der Tanzenden. Es ist warm, Fenster werden geöffnet. Der König hat sich unter die Gäste begeben, tanzt aber nicht. Er schaut eine Weile zu, dann winkt er den Generälen, und sie begeben sich erneut zu einer militärischen Lagebesprechung hinüber in den Gartensaal. Im dunklen Park schlagen die Nachtigallen.

Unermüdlich spornt der Tanzmeister an.

»Und nun Gavotte, Mesdames, Messieurs! Ja, das verstehen Sie, so haben Sie schon öfter getanzt, wie ich sehe. Herr Bach, weshalb stehen Sie so verloren und verträumt herum, so tanzen Sie doch!«

Der Tanzmeister ist neben Emanuel stehen geblieben.

»Ach, Monsieur, ich möchte ja gern«, sagt Emanuel leise, »aber ich traue mich nicht. Mein roter Frack ist zwar neu, aber doch kein Festgewand, nicht standesgemäß. Und ich bin müde und verschwitzt.«

»Ach was, Herr Bach! Wer beim König zur Privataudienz war, kann doch tragen, was er will, er wird immer als ausgezeichnet gelten.«

Die Musikanten stimmen ihre Instrumente zum Menuett.

»Tanzen Sie Menuett, Herr Bach, wählen Sie sich die schönste und anmutigste Tänzerin, die Sie finden können; heute ist Ihr Tag!«

»Ich danke für die Ermunterung, Monsieur, ich will mir Mühe geben!«

Emanuel schaut sich im Saal um und stellt fest, dass seine neue Schülerin noch keinen Tänzer hat. Rasch steuert er auf sie zu und bittet um den nächsten Tanz, das Menuett. Die junge Dame schüttelt den Kopf.

»Ich fühle mich nicht wohl, Herr Bach!«

Sie möchte nicht sagen, dass sie mit einem Mann im Lakaienfrack nicht tanzen darf. Die Damen und Herren der Gesellschaft würden die Nase rümpfen.

Ich darf hinzufügen, dass sich diese Einstellung sehr bald änderte, denn die schlesischen Kriege kosteten uns so viele Männer auch aus der vornehmen Gesellschaft, dass die jungen Damen froh sein konnten, wenn sie überhaupt noch einen Tänzer fanden. Meine jüngste Tochter zum Beispiel tanzte mit einem Bürgerlichen, einem Advokaten, gewann ihn lieb, ließ sich von ihm heiraten und ist glücklich mit ihm. Das freilich konnte man damals noch nicht ahnen.

Nach dem Menuett wird noch die Passepied getanzt, und das Tamburin und ein Marsch beenden die höfische Lustbarkeit.

Bach sieht hinüber zu den Musikanten. Der Cembalist Schale wischt sich den Schweiß von Gesicht und Hals. Diese Art von Tanzmusik ist auch ihm neu und hat ihn angestrengt. Er kann sich nicht erinnern, je mit einem Dudelsackbläser zusammen gespielt zu haben. Der aber hält noch immer die Finger auf den Pfeifen seines Instrumentes, presst die Lippen auf das Mundstück und schaut zu Boden, als ginge ihn das Treiben ringsum nichts an.

Emanuel ist neugierig auf diesen grossen blassen Mann, der ihm jetzt, da er genauer hinsieht, irgendwie bekannt vorkommt. Wo nur hat er dies Gesicht schon mal gesehen? Es kann nur in Berlin gewesen sein ... oder ... kurz davor. Rheinsberg ...? Doch als Emanuel näher treten will, verschwindet der Dudelsackmusikant in der Menge, als hätte er bemerkt, dass er beobachtet würde. Merkwürdig.

Emanuel beschließt, noch ein wenig in den Park zu gehen und den Tag, der ihm so viel Gutes beschert hat, hier ausklingen zu lassen. Während die Mitglieder des Orchesters ihre Instrumente verpacken und sich reisefertig machen für die Rückfahrt nach Berlin, will er ein wenig spazieren gehen nach diesem Tag, der ihm vorkommt wie eine preußische Sonate.

Die Luft draussen ist frisch und doch mild, es riecht nach Frühling. Tief atmet Emanuel ein. Dann und wann wird die Stille durch Gekläff aus dem königlichen Hundezwinger unterbrochen. Der König liebt Hunde über alles, besonders die rassigen Windspiele. Das erleuchtete Schloss bietet einen zauberhaften Anblick.

Emanuel läuft langsam auf einem der Hauptwege, die erleuchteten Fenster im Rücken, und taucht ein in die mondhelle Dunkelheit. Er hört seine Schritte auf dem Sand, sonst nichts. Sonst nichts?

Ist da nicht ein Geräusch? Raschelt da nicht etwas in den Büschen vor ihm? Emanuel glaubt nicht an Gespenster, er ist nicht ängstlich, also beschliesst er abzuwarten. Er stellt sich hinter einen Baum und verhält sich still.

Da, da ist wieder das Rascheln, wie von Schritten. Und jetzt ..., was ist das? Plötzlich erklingen Flötenriller, schrill in der Stille. Und dann übermütiges Lachen und eine Stimme. »Wo soll sein

grosse guerra in Silesia? Wie viele condottieri werden sein dabei?« Emanuel traut seinen Ohren kaum. Das ist doch ... Und richtig, jetzt tänzelt dort vorn auf dem Wege eine Figur im Menuettschritt, bläst die Flöte unter allerlei Verrenkungen und lacht zwischendurch aus vollem Halse. Nun ist alles klar. Emanuel weiss, wen er vor sich hat, tritt auf den Weg zurück und ruft laut: »Signor Arlecchino!«

Da erstarrt die Figur, doch nur für einen Augenblick. Im nächsten Moment ist sie verschwunden, noch ein paar Schritte, das Knacken von Ästen, dann ist wieder Stille.

Emanuel wundert sich sehr. Was macht dieser Komödiant jetzt hier in Charlottenburg, im Park? Mitten in der Nacht. War er nicht fortgejagt worden von Billfeld heute Nachmittag? Doch Halt, war es der Arlecchino wirklich? Der Mensch da vorn hatte einen Frack getragen, das konnte Emanuel genau sehen.

Gern wäre Emanuel noch im Park geblieben, um der Sache auf den Grund zu kommen. Doch bemerkt er jetzt, dass die Lichter des Schlosses bis auf ein paar am Portal gelöscht sind. Wenn er sich nicht beeilt, kommt er heute Nacht nicht mehr nach Hause., in sein Zimmerchen bei der Witwe Poisson. Rasch läuft er also zurück, den Kopf voll wunderlicher Eindrücke.

Er kommt zu spät, die Mitglieder des Orchesters, mit denen Emanuel am Nachmittag hergekommen ist, sind längst fort. Was nun?

»Wie komme ich nach Berlin zurück?« fragt Emanuel Herrn von Billfeld.

»Vielleicht nimmt Sie jemand mit«, entgegnet der Hofmann.

Draußen rollen die Wagen vor, und die Damen und Herren klettern steif und erschöpft hinein. Endlich nach Hause, endlich ins Bett!

Aus einer wartenden Kutsche hört Emanuel ein Gespräch, das ihn besonders aufhorchen lässt. Es wird leise in französischer Sprache geführt.

»Nun, wie fanden Sie denn das erste Hoffest im Charlottenburger Schloss?«

»Ich bin ausser mir! Dass der König in seinen Mußbestunden Flöte spielt, mag noch hingehen. Es entspricht zwar nicht preußischer Art, doch ein König sollte schon ein paar Freiheiten für sich beanspruchen dürfen. Aber dass er sich wie ein Musiklakai vor seine eigene Kapelle stellt und mit seiner Atemluft total verausgibt wie ein Läufer - unmöglich!«

»Dagegen würde ich auch noch nichts sagen«, meint eine andere Stimme. »Aber dass er auch noch die Musik selbst ausdenkt, das geht zu weit! Das ist eines Königs unwürdig, niedrige Arbeit, zu der jeder Dorfforganist im Stande wäre! Und der Quantz steht hinten und hört zu, als zähle er zur vornehmen Gesellschaft und habe ein Recht darauf, angenehm unterhalten zu werden.«

Emanuel möchte dazwischenfahren.

»Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit!« wendet er sich an den Herrn, der aus dem Fenster späht. »Würden Sie mich nach Berlin mitfahren lassen?«

»Wir sind besetzt«, gibt der Herr kurz zurück, obwohl Emanuel ja sieht, dass noch Platz ist in der Kutsche.

»Und auf dem Bock?«

»Fragen Sie den Kutscher!«

Doch dazu kommt es nicht, denn der Kutscher knallt schon mit der Peitsche, und die Pferde setzen sich in Bewegung.

»Das ist doch unerhört!« entfährt es Emanuel, aber seine Worte gehen im Räderrollen unter.

Er schlendert zurück ins Schloss, schließt das Cembalo ab, ordnet seine Notenmappe und entdeckt auf einem Serviertisch frische knusprige Hühnerkeulen. Unter dem Tischchen stehen halbleere Weinflaschen. Er lässt sich eine Hühnerkeule schmecken und trinkt Wein dazu aus einer Flasche, dann macht er sich zu Fuß auf den Heimweg.

Als Emanuel endlich in seiner Wohnung ankommt, dämmt bereits der Morgen. Die ersten Fuhrwerke sind schon unterwegs. Emanuel ist zwar todmüde, aber er nimmt doch an seinem Klavichord Platz und spielt. Bald wird er sich ein neues, grösseres, lauterer Instrument kaufen, dann hat es ein Ende mit den Zirptönen!

Die Preußischen Sonaten verlangen nach einem rauschenden Cembalo. Bei diesem Gedanken verfliegt Emanuels Müdigkeit. Die Preußischen. Sonaten! Er wird sie sofort drucken lassen, mit

einer alleruntertänigsten Widmung an den König auf der Titelseite. Da hatte sich ihm doch vor kurzem ein Notenschreiber empfohlen. Der ordnungsliebende Emanuel musste nicht lange nach Namen und Werkstatt suchen. Friedrich Wilhelm Gemshorn, Hinter dem kleinen Bollwerk, ach ja, dieser Mensch, der auch in Rheinsberg war ... Kein Gedanke mehr an Schlaf. Emanuel schlägt um seine Notenhandschriften vorsichtig einen Bogen blaues dickes Papier und verschnürt das Bündel. Dann macht er sich auf den Weg, der Notendrucker wird erstaunt über einen so zeitigen Besuch sein.

Um diese Stunde hält sich Friedrich Wilhelm Gemshorn in den Kellergemächern seines Hauses auf, in dem sich nun Herr von Nostitz mit seiner Familie eingerichtet hat. Auch die geheimen Räume unten hat er ganz in Beschlag genommen, sie sind nicht wieder zu erkennen. Die Wände werden verdeckt von grossmächtigen Schränken und Regalen, in deren Fächern Briefe, Berichte, Abschriften und Notizen aufbewahrt sind. Es gibt kaum jemanden aus der Berliner Gesellschaft, über den hier unten nicht Buch geführt würde. Hier unterhält Herr von Nostitz sein geheimes Archiv, hier lässt er alle Fäden zusammenlaufen.

sche. In der Mitte des größten Raumes steht ein Schreibtisch, auf dem sich Bücher und Papiere stapeln. Daran sitzt Herr von Nostitz in einem seidenen, pelzgefütterten Hausrock. Ausser dem Hausherrn hat nur Gemshorn Zutritt zu diesen Räumen. Nostitz hat seiner Dienerschaft und sogar seiner Familie streng verboten, auch nur den Vorraum mit der Falltür zu betreten, er betreibe dort unten ein alchimistisches Labor, mache Versuche mit verschiedenen Erden und Mineralien, das sei gefährlich, und er wolle nicht gestört werden. Man glaubt ihm, und niemand ahnt etwas von seinen wirklichen Geschäften. Die bespricht er nur mit Gemshorn, aber auch nicht alles, und das wurmt den Notenstecher.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, wer da nächtens im Charlottenburger Schlosspark herumspukete. Es war natürlich Gemshorn, der auf dem Hoffest den Dudelsack geblasen hat, und es war natürlich Gemshorn, der zuvor als Arlecchino in dieser reisenden Truppe italienischer Komödianten aufgetreten ist.

Gemshorn wundert sich, dass die Falltür offen steht, und ist auf leisen Sohlen die teppichbelegten Stufen hinuntergeschlichen.

Noch grösser wird nun sein Erstaunen, als er Stimmen hört. Der Freiherr von Nostitz hat Besuch? Wer kann das sein? Zu so früher Stunde?

Zoll um Zoll schiebt sich Gemshorn näher, wie eine Katze, er verursacht dabei auch nicht das geringste Geräusch. An der Wand sieht er die Schatten von Nostitz und seinem Gast, und jetzt versteht er Gesprächsfetzen., Der Besucher muss von weither kommen, er spricht mit wienerischem Dialekt.

»Schauen S', lieber Nostitz, dass Sie es herausbekommen! Wie viele Schwadronen wird der König heuer ins Feld schicken? Bis jetzt ist es Ihnen doch immer gelungen. Nehmen S' wieder Spielkarten, die wirken harmlos. Sie wissen ja, ein Strich - das sind hundert Mann. Unsichtbare Tinte, versteht sich! Der Bube das sind die Grenadiere, die Dame steht für die Musketiere, der König für die Reiterei. Sie wissen schon, wie das geht. Niemand wird uns auf die Sprünge kommen. Ein Packel Tarockkarten führt ein jeder bei sich, da denkt man sich nix dabei.«

Nostitz atmet schwer, die Kerzen flackern, und die Schatten an der Wand tanzen und verschwimmen.

»Das wird nicht so einfach sein«, flüstert Nostitz. »Mein zuverlässigster und geschicktester Informant zeigt keinen Geschmack mehr an der Sache. Er hockt mir zu viel hinter seinen Noten und Druckpressen.«

Das ist also sein Verbindungsmann, denkt Gemshorn, wie gut, dass ich mal dabei bin und zuhören kann, was die Herren zu besprechen haben. Vielleicht kann auch ich einmal davon profitieren. Und was hat der Nostitz da gesagt? Er, Gemshorn, sitze zu viel hinter seinen Noten? Er habe keinen Geschmack mehr an der Sache? Gemshorn erschrickt. Denn es stimmt, trotz allem Spaß, den er hat in seinen Verkleidungen, trotz aller Schauspielerei hat er keine rechte Lust mehr, in fremden Truhen zu wühlen, und vor allem mag er die Laubenthal, königliche

Kammerjungfer, viel zu sehr, um ihr Vertrauen beständig zu missbrauchen. Sie liebt ihn, und was tut er? Er horcht sie aus! Und bereitwillig und ohne Arg berichtet sie ihrem Liebsten von jedem Klatsch, der gerade die Runde macht im Schloss. Nostitz hat Gemshorn das königliche Privileg zum Notenstechen besorgen können. Dafür hat Gemshorn treulich gedient, die Schuld ist eigentlich abgearbeitet, sie sind quitt. Es gibt nur eine Schwierigkeit, den »Dienst« zu quittieren und den Sachsen aus dem Hause zu werfen: Nostitz kann ihn erpressen. Ein kleiner Fingerzeig beim König - und schon ist er, Gemshorn, geliefert. Jetzt jedoch scheint es eine Möglichkeit zu geben, den Spieß herumzudrehen ...

Es werden Geldstücke auf den Tisch gezählt, harte, wohlbekannte Geräusche. Was für Münzen mögen es sein? Dukaten? Taler? Gold? Silber?

So ist das, denkt Gemshorn noch einmal, ich soll die Namen und Zahlen liefern, alles, was man wissen muss, und Nostitz steckt den großen Gewinn ein. Mich speist er mit kleinen Münzen ab. So nicht, mit mir nicht mehr, Herr von Nostitz!

Vor allem aber wurde ihm die Sache auch zu gefährlich, zu brenzlich. Ein entdeckter Militärspion wurde immer mit dem Tode bestraft, ich weiß von zahlreichen Fällen dieser Art. Gemshorn hatte es nicht nötig, sich auf ein so halsbrecherisches Glatteis zu wagen. Und er hatte keine Lust, am Galgen zu enden.

So kam es, dass die kaiserlichen Österreicher damals nichts darüber erfuhren, wie viel Mann der Preußenkönig ins Feld schicken würde. Ich aber habe es später aufschreiben und im königlichen Archiv niederlegen müssen. In die Schlacht von Mollwitz in Schlesien zogen 22 000 Preußen, von denen fast 5 000 Mann nicht zurückkehrten. Die Schlacht um das böhmische Chotusitz führte unser König mit 24 500 Soldaten; wir verloren dabei noch einmal 5 000 Mann ... Das Herz wird mir schwer, noch heute, wenn ich daran denke. Wie viel Blut hat uns der Besitz der schlesischen Provinzen gekostet! Und was haben sie uns eingebracht?

Doch zurück zu Gemshorn! Er steht noch immer und lauscht.

Nun verabschiedet sich der Besucher. Gemshorn möchte nicht gesehen werden und verbirgt sich hinter einem Vorhang. Auf der Kellertreppe erscheint ein kleiner Mann, der sich fest in seinen grauen Umhang wickelt. Das Gesicht kann Gemshorn nicht erkennen, aber er bemerkt, dass der Fremde etwas verliert. Als er das Haus verlassen hat und die Tür ins Schloss gefallen ist, löst sich Gemshorn aus seinem Versteck, neugierig, was da zu Boden gefallen ist. Eine Spielkarte! Vielleicht mit geheimer Schrift! Gemshorn hebt sie auf. Ein Faustpfand! Ein Trumpf, den er nach Belieben ausspielen kann. Jetzt hat er die Sache in der Hand. Nostitz wird ihm nichts mehr anhaben können.

Gemshorn geht noch einmal nach draussen, kommt sogleich wieder herein, lässt die Haustür mit lautem Krach ins Schloss fallen und steigt dann polternd und pfeifend die Kellertreppe in die geheimen Gemächer hinunter. Nostitz soll annehmen, er sei gerade erst nach Hause gekommen. Und der Reichsfreiherr glaubt es wirklich und mustert den Arlecchino von Kopf bis Fuß.

»So, hat Er sich auch endlich wieder daheim angefounden? Er Nachtschwärmer! Eine Liebschaft, wie? Ich bin schon längst zu Hause und habe bereits eine Runde gearbeitet.«

Gemshorn setzt sein Arlecchino-Gesicht auf.

»Prego, Signore, Pardon! Aber Arlecchino kommt nie zu spät!«

»Das wird sich zeigen! Gebe Er mir Seinen Bericht!«

Gemshorn erzählt stockend, was er erlebt, was er erfahren und was er nicht gehört hat.

»Das ist alles?« braust Herr von Nostitz auf. »Dann hat das Charlottenburger Fest mir nichts gebracht! Dabei war es mühsam genug, Ihn als Arlecchino und Dudelsackbläser einzuschleusen. Für Ihn scheint das ja ein gefundenes Fressen gewesen zu sein. Und nun kann Er mir nicht einmal berichten, mit welchen Nachrichten der Kurier aus dem schlesischen Feldlager gekommen ist und was der König und seine Generäle dazu gesagt haben. Aber Er hatte ja keine Zeit, Er musste sich als Arlecchino bewundern lassen. Und, hat Er sich an den Bach herangemacht? Bestimmt ist etwas durch ihn zu erfahren. Er war zur Privataudienz beim König. Was hatte Friedrich mit Knobelsdorff zu besprechen? Nun red Er schon!« Nostitz ist ungeduldig.

Doch Gemshorn wehrt ab. »Mit Bach zu reden hat keinen Sinn, ich kenne ihn von Rheinsberg her, genau wie Ihr, Herr von Nostitz. Der Bach interessiert sich nur für seine Musik, und den König himmelt er geradezu an, das ist bekannt. Er hofft, Friedrich werde auch als König ein Freund und Förderer der Künste bleiben. Nein, mit Bach zu reden hat keinen Sinn«, beharrt Gemshorn.

»So bringe Er doch den Bach dazu, sich auch für anderes zu interessieren!«

Gemshorn wirft den Kopf in den Nacken und presst die Lippen aufeinander. Diesen Anblick kennt Nostitz schon, so verhält sich sein Partner immer, wenn, er sich herabgesetzt und gekränkt fühlt.

Nostitz gibt seine sonstige Vorsicht und Zurückhaltung auf und lässt seinem Ärger freien Lauf.

»Und dann die Demoiselle Laubenthal, die Dame Ihres Herzens. Zugegeben, durch sie habe ich schon manches erfahren, was sich in unseren Berichten sehr gut machte. Ich könnte mir keine bessere Informantin denken als eine königliche Kammerjungfer. Drum hüten Sie sich davor, dass Sie sich mit Ihrer Liebe einen Strick drehen!«

»Lassen Sie die Kammerjungfer aus dem Spiel, Herr von Nostitz!« braust Gemshorn noch einmal auf und schlägt mit der Faust auf den Tisch, dass das Tintenfass tanzt. Herr von Nostitz wippt mit dem rechten Fuss und versucht, ruhig zu bleiben.

»Ach, so ist das ... Da werden wir uns wohl trennen müssen. Aber Er wäre der Dumme dabei, weiß Er doch, wie sehr ich Ihn in der Hand habe. Denke Er nur an das Haus und die gute Werkstatt! Ich bin sicher, Er wird nicht auf die Nase fallen wollen.«

»Keine Sorge, Herr von Nostitz! Aber nicht ich bin in Eurer Hand. Ihr seid in meiner. Wie ist es mit Bube, Dame und König? Meint Ihr, nicht auch, dass der König, der richtige, nicht der aus dem Kartenspiel, Euch den Strick um den Hals legen könnte ...?«

»Woher weiß Er? Wie meint Er das?«

Nostitz ist blass geworden und springt auf.

»Ja, Euer Gnaden, auch unsereiner weiss eben so manches ...«

Im Nebenraum scheppert die Glocke, ein Zeichen, dass Besuch gekommen ist. Um diese Zeit?

»So gehe Er schon«, sagt Nostitz beschwichtigend, »wir werden bald wieder unter einen Hut kommen, jetzt, da wir gerade so gut im Zuge sind!«

Gemshorn zieht die Mundwinkel herab, stapft die Treppe hinauf, verschließt den Zugang zu den Kellergemächern, öffnet die Haustür und gerät fast ausser sich vor Erstaunen; denn auf der Schwelle steht der neuernannte Hof- und Kammercembalist Carl Philipp Emanuel Bach. Und der trägt auch noch immer die rote Lakaieuniform.

Emanuel traut seinen Augen nicht. »Sie sind ...?«

Gemshorn kämpft gegen seine Verlegenheit.

»Ja, ich bin der Notenstecher und Drucker Gemshorn! Und der Arlecchino. Und der Dudelsackbläser. Schauen Sie doch nicht so entsetzt drein! Das Fest ist vorüber, der Alltag verlangt wieder seine Rechte. Womit kann ich zu dieser frühen Stunde dienen?«

»Und Sie wohnen im Hause des Freiherrn von Nostitz?«

»Oder er in meinem - wie man's nimmt.«

»Das verstehe ich nicht ... Aber es trifft sich gut, denn der Herr von Nostitz hat mich um Klavierunterricht für seine Demoiselle Tochter ersucht. Aber dort kann ich wohl so früh noch nicht vorsprechen.«

»Nein. Ein Freiherr treibt ja kein. bürgerliches Gewerbe, bei dem man früh auf den Beinen sein muss, auch wenn man die ganze Nacht nicht geschlafen hat. Also womit kann ich dienen?«

»Ich möchte meine Preußischen Sonaten bei Ihnen drucken lassen.«

»Preußische Sonaten?« fragt Gemshorn mit besonderer Betonung. »Kommen Sie bitte in meine Werkstatt.«

Diese Unterredung findet nämlich im Treppenhaus statt, und Gemshorn ist sicher, dass sie von Nostitz belauscht werden. In seinem Arbeitsraum aber fühlt er sich unbeobachtet. Sorgfältig schließt er Türen und Fenster und bittet Emanuel an den großen Tisch. Darauf liegen feine Werkzeuge aus blitzendem Metall und rötliche Kupferplatten, in die die Noten für den Druck

ingeritzt werden. Neben dem Fenster sitzt ein Stieglitz im Bauer, blinzelt ins Licht und zwitschert leise. An der hinteren Wand steht ein Klavier, daneben lehnt ein Cello. Der Fussboden ist weiss geschuert. Auf dem Fensterbrett rankt und blüht es üppig aus Blumentöpfen.

»Sauber und gemütlich haben Sie es hier, Monsieur Gemshorn«, meint Emanuel, der sich von seiner Überraschung erholt hat. »Wozu die Maskerade als Arlecchino und Dudelsackbläser?«

»Ich brauche das, Signore ... So wie Sie Ihren Hofitel ...«

»Wie meinen Sie das, Monsieur Gemshorn?« fragt Emanuel scharf.

»So, wie ich es sagte. Hüten Sie sich vor den Preußischen Sonaten«, setzt er leiser hinzu. »Und vor Herrn von Nostitz«, flüstert er fast unhörbar.

»Sie verwirren mich, Monsieur Gemshorn.«

»Zeigen Sie mir Ihre Preußischen Sonaten. Der Name tut ja nichts zur Sache. Auf die Musik kommt es an.«

Mit zitternden Händen wickelt Emanuel die Noten auseinander. Der Mann bringt ihn ganz durcheinander.

Gemshorn vertieft sich in die Notenschrift, als lese er ein Buch. Er hört die Musik schon, wenn er mit den Augen die Notenreihen entlangfährt, weiß genau, wie es klingt, empfindet jeden Höhepunkt und jede überraschende Wendung. Schon viele Musikanten haben ihn um diese Fähigkeit beneidet. Zu dumm nur, dass diese Sonaten ganz ähnlich sind wie die Notenhandschrift, die Gemshorn damals in Rheinsberg an sich gebracht hatte! Die wird sich gar nicht mehr so gut an den Mann bringen lassen. Ob dem Bach der Verlust überhaupt aufgefallen ist? Gemshorn streicht über die Notenblätter, legt sie sorgfältig, fast zärtlich wieder aufeinander und sagt leise: »Es ist anders, als ich meinte. Diese Musik ist Preußens Glanz und Gloria, aber der König wird es nicht merken.«

»Sie sprechen in Rätseln, Monsieur Gemshorn. Gerade dem König will ich diese Sonaten widmen. Drucken Sie die Noten, es soll Ihr Schaden nicht sein.«

Ich habe die Preußischen Sonaten oft ertönen lassen, ich kann sie auswendig und spiele sie auch heute noch, obwohl meine Finger von der Gicht steif geworden sind. Die Musik gehört zu Preußen und zu meiner Geschichte, aber sie lässt sich mit Worten so schwer beschreiben. Sie belebt und verfeinert alle meine Empfindungen und Gefühle und macht mich glücklich. Sie ist das andere Preussen. Mehr kann ich darüber nicht sagen.

Gemshorn macht sich sogleich an die Vorbereitungen zum Druck, hockt tagelang in seiner Werkstatt und lässt sich nicht in den geheimen Kellergemächern sehen. Während er die Noten mit seinen feinen Instrumenten in die Kupferplatten ritzt, hört er ununterbrochen Emanuels Musik und kann sich nicht erinnern, jemals so freudiger Stimmung gewesen zu sein.

Als Herr von Nostitz in die Werkstatt schaut, um in Erfahrung zu bringen, wann man die nächsten Skandalgeschichten zusammenstellen könne, verbittet sich Gemshorn die Störung und murmelt etwas von anständigem, solidem, bürgerlichem Handwerk, worauf Herr von Nostitz nur »brrrr!« macht und sich eilig zurückzieht.

Gemshorn aber arbeitet Tag und Nacht, bis die Preußischen Sonaten sich in vielen säuberlich gedruckten Exemplaren aufeinander stapeln, wovon der Drucker eines für sich behält. Die anderen bietet er zum Kauf an, findet auch schnell guten Absatz, teilt den Erlös mit Emanuel und druckt sogleich noch einmal.

Zwischendurch besucht ihn ab und an Emanuel. Und die beiden reden dann über Musik und das Handwerk der Notenstecher und natürlich über Preussen und, den König. Schließlich hat Bach sein Werk die »Preußischen Sonaten« genannt. Über Gemshorns Verkleidungen sprechen sie nicht mehr. Das kann der Notenstecher nun wirklich nicht weitererzählen. Immer, wenn Emanuel davon anfängt und mehr erfahren möchte, bricht Gemshorn das Gespräch ab. Niemand darf erfahren, dass er ein Spion in den Diensten dieses Nostitz gewesen ist, wenn nicht sein Versuch, sich wieder ein neues Leben einzurichten, von vornherein zunichte werden soll. Er will es einmal anders probieren. Er will auch ein ehrsamer Bürger werden, sicher nicht ganz so ehrbar wie dieser Bach, doch er will sich zurechtfinden in dieser Welt – und jetzt eben als Notenstecher. Der Versuch scheint lohnenswert, es sind eine Menge Dukaten dabei zu machen, und die Demoiselle Laubenthal wird anders nicht zu kriegen sein. Er muss schon etwas Ordentliches vorzuweisen haben.

Emanuel aber dringt nicht weiter in Gemshorn über die Ereignisse damals in Charlottenburg. Doch vergessen kann er sie nicht.

Gemshorn schämt sich ein wenig, einst auch bei Emanuel in den Fächern gestöbert zu haben, um Geheimnisse zu erfahren. Mag der Musiker auch naiv sein mit seinen übertriebenen Erwartungen an Friedrich und das so genannte »neue Preußen«, ehrlich und anständig ist er, so ganz anders als diese adlige Hofgesellschaft, die es eigentlich nicht besser verdient, als ausspioniert zu werden. Emanuel glaubt an das Gute in dieser Zeit, und fast beneidet ihn Gemshorn darum. Dass es so etwas noch gibt, wundert er sich immer wieder. – Nur dass er noch Noten von Emanuel besitzt, die er damals in Rheinsberg hat mitgehen lassen, sagt er nicht. Vielleicht kann er sie noch brauchen. Was will ein Glückspilz wie dieser Bach mit der kleinen Melodie? Er kann sich immerzu wieder etwas Neues einfallen lassen.

Eines Nachmittags zieht er sich wie ein vornehmer Kavalier seinen neuen lachsroten Seidenanzug an, schlüpft in glänzende Lackschuhe mit silbernen Schnallen und hohen Absätzen, legt einen Zierdegen an und bedeckt sich mit einem schwarzen dreieckigen Filzhut, von dem weiße Federbüsche herabwallen. In diesem Aufzug geht er zum königlichen Schloss hinüber und findet Einlass ins Hauptportal.

Er geht an der unbeweglichen Schildwache vorüber, auch der Offizier in der Eingangshalle fragt ihn nicht nach dem Namen. Dann aber tritt er schnell zurück, denn das grosse Tor vom Hof her wird aufgerissen, vier reichgekleidete königliche Läufer mit erhobenen Stäben eilen heran, ihnen folgt sechsspännig die königliche Kutsche.

Gemshorn zieht den Hut und verbeugt sich tief, wirft aber dennoch schräge Blicke auf die Kutsche, die vor dem Verlassen des Schlosses noch einmal hält, und er sieht König und Königin so stumm und steif nebeneinander sitzen, als seien sie ausgestopfte Gliederpuppen und nicht Menschen von Fleisch und Blut. Dann ruckt der Wagen wieder an und rollt auf den Lustgarten hinaus. Gemshorn setzt seinen Weg fort und gelangt schliesslich in die Kleider- und Wäschekammern, die sich im Wohnflügel der Königin befinden.

Als sich ihm der dicke Ferdinand, der inzwischen königlicher Kammerdiener geworden ist, in den Weg stellt – denn was haben Fremde hier zu suchen? – lässt Gemshorn einen ganzen Taler als Trinkgeld springen. Daraufhin gibt sogar der dicke Ferdinand seine Wachsamkeit auf und hat nichts dagegen, dass Gemshorn die Demoiselle Laubenthal in den Wohnräumen Ihrer Majestät der Königin aufsucht.

»Laufen Sie aber nicht gerade dem Fredersdorff in die Arme, mit ihm ist nicht zu spaßen!« gibt der dicke Ferdinand noch mit auf den Weg.

Victoria Maria Laubenthal ist erstaunt über Gemshorns Besuch. Sonst haben sie sich immer nur im Kräutergarten oder in der Kutscherstube getroffen.

»Wie bist du hier hereingekommen? Aber schön, dass du da bist! Hast du Lust auf ein bisschen Hofklatsch?«

»Nein«, sagt Gemshorn, »davon möchte ich nichts hören.«

»Nicht? Du warst doch sonst immer so begierig darauf!«

»Das ist vorbei ... Ich bin gekommen, um mit dir darüber zu sprechen, wann wir nun endlich heiraten wollen.«

Victoria Maria Laubenthal traut ihren Ohren nicht. Wie lange hat sie darauf gewartet, wie oft schon ist sie mut- und hoffnungslos gewesen! Manchmal waren ihr Zweifel gekommen, ob Gemshorn es überhaupt noch ernst meinte. Weshalb konnte er sich nicht zur Hochzeit entschließen? Und nun soll es doch wahr werden?

»Du sagst ja gar nichts, Mariechen! Willst du mich denn nicht mehr?«

»Und wie!« flüstert Victoria Maria und fällt ihrem Bräutigam um den Hals. »Morgen schon! Oder besser noch heute!«

»So schnell wird es nicht gehen«, flüstert Gemshorn zurück, »aber bald soll es sein! Wird die Hofmeisterin dich freigeben?«

»Sie muss, Fritz, es wird ihr nichts anderes übrig bleiben. Und du? Bist du mit Herrn von Nostitz wegen einer Wohnung einig geworden?«

»Nein. Aber du wirst in mein Haus einziehen, auch wenn wir vorläufig in meiner Werkstatt wohnen müssen. Ich habe genug von dem anderen.«

»Von welchem anderen?«

»Vom Hofklatsch und Kellergeflüster ...«

»Das verstehe ich nicht, Fritz ...«

Ganz unerwartet tritt Fredersdorff aus einem Nebenraum und sieht Gemshorn und die Kammerjungfer in inniger Umarmung. Die beiden merken nicht sogleich, dass sie beobachtet werden; Fredersdorff muss sich erst ziemlich laut räuspern. Die Jungfer Laubenthal wird dunkelrot, und Gemshorn blickt verlegen zu Boden.

»Was tut Er denn hier?« fragt Fredersdorff. »Wir haben jetzt keine Noten abzuschreiben. Überhaupt haben wir wenig Zeit für Musik, denn wir führen Krieg.«

Gemshorn verbeugt sich.

»Meine Verehrung, Euer Exzellenz, ich bitte nicht um Arbeit, denn ich habe alle Hände voll zu tun, aber ich beabsichtige die Kammerjungfer Laubenthal zu heiraten und ersuche um ihre Entlassung aus dem Hofdienst.«

Das hört Fredersdorff gar nicht gern, denn die Demoiselle Laubenthal ist besonders zuverlässig und gilt als unentbehrlich.

»Ich weiß nicht ... Was wird Ihre Königliche Majestät dazu sagen?«

»Legen Sie ein gutes Wort für mich ein«, fährt Gemshorn fort, »es soll Ihr Schade nicht sein. In meinen Schiebläden liegt noch so manches Musikstück, mit dem Sie sich Ansehen bei Seiner Königlichen Majestät erwerben können.«

Gemshorn denkt an die bewusste Flötensonate von Bach ...

Fredersdorff sieht ihn durchdringend an. »Ich sagte Ihm bereits, dass wir jetzt keine Zeit für Musik haben, denn wir müssen Krieg führen. Ich werde mir aber Sein Angebot durch den Kopf gehen lassen, Er hört dann von mir.«

Fredersdorff hebt grüßend die Hand und geht ins Nebenzimmer zurück.

Ich muss wohl noch nachtragen, dass sowohl dem Kammerdiener als auch der Kammerjungfer die Übersiedlung von Rheinsberg nach Berlin sehr schwer geworden ist, und beide haben sich noch immer nicht an die neue Umgebung gewöhnen können. Die Jungfer Laubenthal vermisst nicht nur ihre Eltern, sondern auch das ungezwungene, fast ländliche Leben in Rheinsberg. Fredersdorff fühlt sich noch unsicherer als zuvor und beneidet Gemshorn um dessen bürgerliches Gewerbe. Gern würde er selbst etwas Ähnliches beginnen, einen Handel oder eine Manufaktur.

Einen Monat später heiraten Gemshorn und die Jungfer Laubenthal.

Übrigens wurde es nichts mit Emanuels Klavierunterricht für die älteste Tochter des Freiherrn Johann Nepomuk von Nostitz. Es missfiel Emanuel, dass der Freiherr ständig im Musiksalon anwesend war, das Klavierspiel immer wieder unterbrach und Fragen stellte, die mit Musik und Kunst nicht viel zu tun hatten.

Ob der Herr Quantz eigentlich verheiratet sei und Kinder habe? Ob es wahr sei, dass der König seiner Frau mit wachsender Missachtung und Ablehnung begegne? Und ob es zutreffe, dass der König seinem Kammerdiener von Fredersdorff das Heiraten verboten habe? Das Fräulein Tochter saß dümmlich lächelnd dabei und spitzte die Ohren, froh darüber, sich nicht auf den Klaviertasten anstrengen zu müssen.

Schliesslich erhob sich Emanuel vom Klavierschemel, verbeugte sich und sagte: »Gestatten Sie, Herr von Nostitz, dass ich mich entferne. Ich werde nicht in dieses Haus zurückkehren, denn Sie wollen mich nicht als Lehrer, sondern es liegt Ihnen nur am Hofklatsch. Leben Sie wohl!«

Und er ging wirklich. Er konnte es sich leisten, auf das Honorar des Freiherrn von Nostitz zu verzichten, da viele Schüler und Schülerinnen auf ihn warteten.

Nostitz' Berichte wurden mager und riefen in Dresden und Wien Langeweile hervor. Der Reichsfreiherr fühlte sich nicht mehr wohl in Berlin. Der König lud ihn immer seltener zu Hofe, wann sollte er denn auch, er war meist bei seinen Soldaten und im Krieg.

Am schlimmsten aber machte ihm Gemshorn zu schaffen. Der tat fast so, als sei Nostitz Luft für ihn. Nostitz durfte sich nicht wehren, denn Gemshorn konnte ihn wegen der Spielkarten mit den Militärnachrichten anschwärzen.

Eines Tages kam Gemshorn in die geheimen Kellergemächer, wo Nostitz lustlos saß und gegen die Wand starrte, und sagte ganz ungeniert: »Am besten wäre es, Euer Gnaden ziehen hier aus. Ich brauche diese Räume jetzt für meine Papiervorräte. Wie viel wollt Ihr für das Palais Nostitz?« So blieb dem Reichsfreiherrn nichts anderes übrig, als Gemshorn das Haus wieder zu verkaufen. Der war hochofrennt, als Nostitz auszog und auf seinen Familienbesitz in der Nähe von Pirna zurückkehrte. Ein bürgerliches Gewerbe vertrug sich nun einmal nicht mit einem Freiherrnpalais. Und so liess Gemshorn sein Haus erneut umbauen und übertünchen. Die Fassade wirkte nun betont schlicht und einfach. Als ich zum ersten Mal an dem neuen Haus vorüberging, dachte ich: Sieh da, der Gemshorn betreibt seine alten Spiele auch weiterhin. Jedermann tüncht, lackiert oder vergoldet sein Haus, seine Gerätschaften. Jetzt macht Gemshorn auf bürgerlich, doch das ist für ihn auch nur eine Rolle ... Aber ob sie ihm genügen wird?

### **Gigue – Zwischen Sachsen und Preußen**

Aber man langweilte sich nicht nur rings um die Wiener Hofburg bei dem, was Herr von Nostitz aus Preußen zu berichten wusste, man war auf ihn und überhaupt auf die Sachsen böse, ja geradezu zornig. Verräter an der kaiserlichen Sache!

Ich habe in Dresden den feierlich unterzeichneten und mit vielen Siegeln versehenen Vertrag selbst vor Augen bekommen, durch den Sachsen sich verpflichtet hatte, auf Seiten Österreichs gegen Preußen zu kämpfen. Was aber taten die Sachsen? Sie verbündeten sich mit den Preußen. Der Archivar, der mir Jahre später die Urkunde aus dem geheimen Archiv zeigte, versuchte das Verhalten seiner Landsleute zu rechtfertigen.

»Sehen Sie, Herr von La Chevalerie, es geht uns doch ebenso wie den Preußen, unser Kurfürst ist König eines ganz anderen Landes, und die Wege dahin führen durch österreichische Hoheitsgebiete. Wir hatten gehofft, uns auf Seiten Preußens einen direkten Weg durch Schlesien in unser Königreich Polen bahnen zu können, das wäre doch wichtig für uns gewesen, nicht wahr? Aber nichts dergleichen ... Als die Preußen Schlesien besetzt hatten, liessen sie uns genauso wenig durch wie vorher die Österreicher.«

»Und daraufhin hielten Sie es wieder mit Österreich«, entgegnete ich und wies auf die entsprechende Stelle im Vertragspergament. Übrigens hatte ich noch nie ein so schönes und gut ausgeprägtes Siegel mit dem österreichischen Doppeladler gesehen.

Der sächsische Archivar nickte.

»Es blieb uns nichts anderes übrig. Aber unser Schwanken ist uns schlecht bekommen; wie Sie wissen. Unsere Staatsverhältnisse sind zerrüttet. Sonst hätten Sie als Preuße wohl kaum Einlass in unser geheimes Archiv gefunden.«

»Ich als Preuße, wie sich das anhört ... Ich habe meine Schwierigkeiten mit den Preußen, dessen dürfen Sie versichert sein.«

»Möchten Sie lieber in Sachsen leben?«

»Nein. Denn ich weiss, dass es auch ein anderes, ein besseres Preußen gibt.«

»Wollen wir's hoffen«, versetzte der Sachse, »wenn ich es mir auch nicht vorstellen kann, dass viel von Ihrem Preußen übrig bleibt, wenn es so weitergeht. Im zweiten Krieg um Schlesien hat Preußen wiederum fast 15 000 Mann verloren.«

Das wusste ich natürlich, denn ich hatte diese Zahl ja eigenhändig für das Königliche Archiv aufgezeichnet.

»Und Sachsen ebenso viel«, entgegnete ich. »Ein Wahnsinn!«

»Ganz zu schweigen davon, wie ihr uns ausgeplündert habt: Es fällt mir schwer; an ein besseres Preußen zu glauben.«

Meine Geschichte begibt sich auf einen anderen Schauplatz und bezieht auch eine neue Gestalt ein, und so will ich mich nun an die Zeit zurückerinnern, als ich in geheimer Mission mit Herrn von Knobelsdorff in Meissen weilte. Ich denke nicht gern daran zurück, denn es war – wie kann es anders sein – Krieg, siegreich zwar für Preußen, aber ich schämte mich, zu den Eroberern zu zählen, die ins besiegte Sachsen einritten. An vielen Orten klang mir klagend ein Lied entgegen.

»Soll denn gar kein Friede werden,  
Nimmt der Krieg denn noch kein End?  
Unsre Länder sind verheeret,  
Städt' und Dörfer abgebrennt,  
Jammer überall und Not,  
Und dazu auch mehr kein Brot.  
Friedrich, o du grosser König,  
Stecke doch dein Schwert nun ein,  
Denn wir haben nur noch wenig,  
Was dir könnte dienlich sein.  
Alles wüste, alles leer –  
Länger geht das so nicht mehr.«

Doch der König kümmerte sich nicht um solche Lieder und griff nach dem Wertvollsten, was die Sachsen besaßen, seiner Meinung nach jedenfalls, das war das weiße Gold, das berühmte und begehrte Porzellan, das nach geheimen, sorgsam gehüteten Rezepten auf der Albrechtsburg in Meissen hergestellt wurde. Um es kurz zu machen: Mich hatte man dazu ausersehen, nach diesen geheimen Rezepten zu forschen und sie zu entziffern, falls ich sie finden würde. Der König brannte schon darauf, in Berlin für sich Porzellan herstellen zu lassen.

Ich war bei der Vorhut der preußischen Truppen, die unter dem Fürsten Leopold von Dessau im Dezember 1745 in Meissen einrückten, nachdem unsere Kanonen leer gefeuert waren. Die Stadt wurde uns kampflos übergeben, denn das sächsische Militär war aufgerieben. Die kleine Stadt Meissen wurde von vierzigtausend preußischen Soldaten überschwemmt. Und die benahmen sich nicht wie vornehme Kavaliere, sondern ließen alles mitgehen, was nicht niet- und nagelfest war. Es dauerte nur wenige Tage, und die Meissener hatten nichts mehr zu essen und froren jämmerlich.

Ich ritt im Gefolge des Generals Pohlentz mit Herrn von Knobelsdorff bei dichtem Schneetreiben auf die Albrechtsburg zur Porzellanmanufaktur. Dort empfingen uns dick verhummt der Burgkastellan und ein Buchhalter. Die Manufakturräume waren verlassen und verwüstet, ich kam mir vor wie in Eiskellern. Man hatte die Emaillieröfen zerschlagen und die Maschinen auseinander genommen, wir fanden nicht die geringste Spur von Porzellanmasse, Glasuren oder Materialien.

Burgkastellan und Buchhalter zitterten vor Kälte und Angst wie Espenlaub und befürchteten das Schlimmste für sich, als wir sie immer wieder nach den Geheimrezepten befragten. Zum Glück wurde General von Pohlentz abberufen, als er es gerade mit Stockschlägen ausprobieren wollte, und Herr von Knobelsdorff ließ es bei eindringlichen Fragen bewenden, auf die er immer wieder nur die Antwort erhielt, man wisse nicht, wo die Rezepte versteckt seien. Alle eingeweihten Mitarbeiter seien nach Dresden geflüchtet, die Manufakturarbeiter habe man vor dem Einmarsch der Herren Preußen entlassen, auf der Albrechtsburg sei lediglich das Warenlager zurückgeblieben.

Nun, das war ja wenigstens etwas! Ich bat um Beurlaubung, denn ich wollte nicht mit ansehen, wie das weiße Gold als Kriegsbeute geraubt wurde. Es waren, beiläufig gesagt, sechsfünfzig Kisten voller Tafelgeschirr und bemalter Porzellanfiguren, die auf sächsischen Bauernwagen nach Berlin, Charlottenburg und Potsdam gebracht wurden.

Frierend und in traurigen Gedanken ritt ich von der Albrechtsburg in die Stadt zurück, während Herr von Knobelsdorff im Warenlager Porzellan für Preußen beschlagnahmte. Ob es ihm dabei angenehm zumute war? Aber Befehl ist Befehl. Auch ich stand ja unter Gehorsam und musste mich bereithalten, in Dresden nach Geheimrezepten zu suchen. Aber es war noch nicht an der Zeit, denn unweit der sächsischen Hauptstadt stellten sich die feindlichen Armeen zur Schlacht auf.

Aber vorläufig blieb ich ja noch in Meissen. Ich brannte zwar darauf, mir die Stadt mit ihren Schönheiten genau anzusehen, aber wohin ich auch meinen Fuss setzte, überall wimmelten Soldaten, waren Pferdeställe eingerichtet worden, patrouillierten Wachen vor Proviantkisten und -körben, im Dom und in den anderen Kirchen, in den alten Warengewölben der Bürgerhäuser: So neugierig ich auch war, ich zögerte lange, ehe ich die alte berühmte Fürstenschule zu St. Afra aufsuchte. Dort hatte man die Verwundeten der Dresdener Schlacht untergebracht. Ich würde wohl nichts mehr vom gelehrsamem Geist der sächsischen Fürstenschule spüren, nachdem preußisches Militär eingerückt war. Hoffentlich hatte man den Schülern nicht allzu übel mitgespielt.

Die Schule war schon im November geschlossen und die Schüler nach Hause entlassen worden. Nur einige der weit entfernt Wohnenden hatten in St. Afra bleiben und sich recht und schlecht durchschlagen müssen. Hungernd und frierend hausten sie in zwei Dachkammern, die sogar für preußische Soldaten zu schlecht waren, und mussten bei der Pflege der Verwundeten helfen.

»Ihr wollt ja alle königlich sächsisch-polnische Doctors werden, da könnt ihr euch langsam hochdienen!« schrie der preußische Feldscher die zurückgebliebenen Schüler gerade an, als ich in die reich gewölbte Eingangshalle trat. Er verstand nur wenig von der ärztlichen, Kunst, wie sich an den vielen Todesfällen zeigte.

Einer der Jungen widersprach: »Sie irren, Herr Preußenfeldscher. Mir zum Beispiel schwebt ein ganz anderer Beruf vor. Theaterstücke möchte ich schreiben, solche, in denen sich die Menschen gerade so verhalten und bewegen wie im wirklichen Leben. Und deshalb ist es gut für mich, das wirkliche Leben so hart kennen zu lernen wie jetzt. Ringsum nur Eis und Schnee, Verwundete und Sterbende.«

Der Feldscher, ein langgedienter Unteroffizier, war sprachlos über diesen Widerspruch, den er natürlich nur für Frechheit halten konnte.

»Du abgefeimter Sachsenlummel wagst es, dich zu widersetzen? Wart, ich werde dir klar machen, dass wir hier die Sieger sind!«

Und er riss seinen Korporalstock aus dem, Gürtel und wollte damit auf den Jungen einschlagen. Der aber wich ihm geschickt aus.

»Nicht so hastig, Herr Preußenfeldscher! Ich widersetze mich doch gar nicht, denn ich weiß, dass ihr Preußen die Sieger seid. Aber ich weiß auch, dass Sieger nicht immer Gewinner sind. Haben Sie das schon einmal bedacht?«

Natürlich nicht, wie sollte er wohl? Wäre ich nicht dazwischengetreten, hätte der Feldscher den Jungen geprügelt, als habe er einen desertierten Soldaten vor sich.

»Überlasse Er mir den Jungen!« sagte ich. »Ich werde ihn schon zurechtweisen.«

Der Feldscher ließ den Stock sinken, buckelte vor mir, obgleich ich keine Uniform trug, und zog sich zurück.

Aufrecht und furchtlos sah der Junge mir in die Augen. Er mochte gegen sechzehn Jahre zählen und wirkte erwachsen. Die Hände waren blaugefroren, Hosen und Ärmel durchlöchert. Aber die Augen funkelten und blitzten.

»Es ist nicht klug, einem preußischen Unteroffizier zu widersprechen«, begann ich.

»Da mögt Ihr Recht haben, Herr«, versetzte der Junge, »aber es kommt darauf an, welcher Art von Klugheit wir uns verschrieben haben, der diplomatischen oder der moralischen.«

»Und du hältst es mit der moralischen?«

»Ich bemühe mich darum.«

»Willst du etwa Pfarrer werden?«

»Nein. Mein Vater versucht sich schon mühsam genug in diesem Beruf. Ich möchte Theaterstücke schreiben, in denen die moralische Klugheit siegt.«

»Darüber sollst du mir mehr erzählen. Darf ich erfahren, wie du heißt?«

»Gotthold Ephraim Lessing aus Kamenz in Sachsen. Aber zuerst muss ich mich um meine Kranken kümmern.«

Ich folgte dem Jungen in einen der Schulsäle, in dem etwa zwanzig Verwundete auf Strohschütten lagen. Viele stöhnten, einer war bewusstlos, alle froren.

»Kann man hier nicht heizen?« fragte ich.

»Nein«, erwiderte der Junge, »als die Preußen einrückten, haben sie die Öfen zerschlagen, um sich die schönen Bilderkacheln mitzunehmen. Und nun müssen ihre armen verwundeten Kameraden hier frieren. Im Krieg trifft es eben immer die Falschen.«

Erwartungsvoll, misstrauisch und unterwürfig zugleich blickten mich die Verwundeten an. Jemand, der keine Uniform trug?

»Wo seid ihr denn verwundet worden?« fragte ich.

»Bei Kesselsdorf, Herr.«

Sie sagten »Kasselsdorf«, das hörte sich sächsisch-lausitzisch an. Und sie redeten dann auch weiter sächsisch auf mich ein; wieso, es waren doch preußische Soldaten?

Der Junge kam schnell darauf, was mich stutzig machte.

»Ihr wundert Euch über die Sprache, Herr? Hier habt Ihr waschechte Sachsen vor Euch, Dragoner, die vor vielen Jahren von unserem Kurfürsten und König nach Preußen verkauft wurden.«

Er war dicht an mich herangetreten und sprach so leise, dass nur ich ihn verstehen konnte.

»Sie gehören zum Regiment von Wuthenow, das man auch das Porzellanregiment nennt. Denn der preußische König zahlte damals nicht mit Geld, sondern mit achtundvierzig chinesischen Porzellanvasen. Der Bewusstlose dort ist der Bruder unseres Nachbarn aus Kamenz. Er wird wohl nicht durchkommen. Diese Porzellandragoner sind von ihren eigenen Landsleuten so zugerichtet worden.«

»Kein Wunder, dass du dich mit moralischer Klugheit beschäftigst...«

»Oder mit einer klügeren Moral, wie man's nimmt!«

Der Junge mit dem Namen Lessing versorgte seine an Preußen verkauften und von Sachsen verwundeten Landsleute, wischte dem einen kalten Schweiß von der Stirn, gab einem anderen zu trinken, erneuerte einen Verband, deckte den Bewusstlosen wärmer zu und sagte dann: »So, das wär's erst einmal. Und was soll ich Euch nun erzählen?«

»Alles. Von der Fürstenschule, von deinen Studien und deinen Plänen. Oder möchtest du nicht, weil ich ein – Preuße bin?«

»Gleichviel ob Sachse oder Preusse, die Hauptsache, der Mensch ist vernünftig und hat eine Moral! Habt Ihr eine Moral, Herr?«

Diese Frage hatte mir noch nie jemand gestellt.

»Ja«, sagte ich zögernd. »Oder besser noch, ich bemühe mich darum.«

Damals konnte ich natürlich noch nicht ahnen, dass der Schüler Lessing ein bedeutender Dichter werden würde. Doch die Frage nach der Moral hat mich seither niemals wieder losgelassen. Auch als ich einige Zeit darauf die schönste Kunst sah, der ich je begegnen durfte, ein Palais, das sich der König am Rande Potsdams von Knobelsdorff errichten ließ, kamen mir Gedanken über Schönheit und Unrecht, über das Verhältnis von Macht und Kunst. Als mir dann gar im Innern die geraubten Porzellanfiguren aus der Meissener Albrechtsburg und die Fahnen der besiegten sächsischen und österreichischen Regimenter begegneten, hatte ich Mühe, meiner schmerzlichen Gefühle Herr zu werden.

Und doch war alles so zauberhaft schön! Ein lang gestrecktes niedriges Schloss, das sich in den weiten Garten hinein öffnete, ein streng geordneter Park, der das Schloss als Ziel, Mittelpunkt

und Kulisse in sich aufnimmt ... Diese Kunstform suchte weit und breit ihresgleichen, darin waren die vielbeneideten Sachsen den Preußen nicht mehr voraus.

»Sans-souci« nannte der König sein Schloss, »Ohne Sorge«. Auf mich traf das nicht zu. Aber ich wusste damals niemanden, mit dem ich über meine Sorgen hätte sprechen können. Gotthold Ephraim Lessing bin ich erst später wiederbegegnet.

Kehren wir nun zu Friedrich Wilhelm Gemshorn zurück, der sich auch zu einer Fahrt ins Sächsische anschickt. Die aber hat keinen kriegerischen Charakter, sondern dient dem Handel und der Verbreitung der Kunst, er will nämlich mit seinen gedruckten Notenvorräten zur Leipziger Messe reisen, um dort neuen Käufern Berliner Musik anzubieten, Werke von Quantz, den Brüdern Benda, den Brüdern Graun, von Kirnberger und vor allem von Carl Philipp Emanuel Bach, dessen Klavier-, Flöten- und Triosonaten, Sinfonien und Konzerte nun schon in vielen Exemplaren verbreitet sind.

Emanuel hat einen besonders klangvollen Namen innerhalb der Berliner Musik, von der vor fünf Jahren noch niemand gesprochen hat. Nun kann man sich damit schon ins Sächsische wagen und sie von dort aus in aller Herren Länder verkaufen, sofern aus diesen Ländern Händler mit musikalischen Ohren zur Leipziger Messe kommen.

Gemshorn hat in seinem Leben schon viel gelernt, Orgel- und Klavierspielen, Lesen, Schreiben und Notenschrift, Informationen sammeln, Berichte zu Papier bringen, weltmännisches Benehmen und Unterschriften fälschen, nun aber entdeckt er noch eine Fähigkeit, von der er bisher keinen Gebrauch zu machen verstand, nämlich das Komponieren von Musikstücken. Eine neue Rolle, eine neue Maske.

Es geht wie von selbst. Melodien fliegen ihm von allen Seiten zu. Meist sind es solche, die er schon einmal gehört hat. Oder er hat sie abgeschrieben, für den Druck vorbereitet. Eigenes will ihm nicht gelingen, er legt auch kaum Wert darauf, denn er rechnet sich sogleich aus, welchen Gewinn es ihm bringen wird, wenn er Stücke in der Art und im Geschmack des Herrn Carl Philipp Emanuel Bach komponiert, druckt und auf den Markt bringt. Weiß er doch am besten, wie gefragt diese Musik ist. Der Herr Bach wird es überhaupt nicht wahrnehmen, so beschäftigt ist er. Und so arglos. Das Geld winkt, und da ist Scham nicht am Platze! Basta!

Auch in meinen Besitz gelangten Klavierstücke von Friedrich Wilhelm Gemshorn, die er unter dem guten Namen von Carl Philipp Emanuel Bach verkaufte, und ich bemerkte nichts. Als ich es dann erfuhr, war ich betroffen. Welch ein begabter, aber in die Irre gegangener Mann war Gemshorn! Was hätte aus ihm werden können! Nicht nur ein Notendrucker, sondern ein Künstler. Es ist ein Wunder, dass er nicht ganz zum Verbrecher wurde, er kam immer noch haarscharf daran vorbei.

Aber – wie ich schon einmal schrieb – es war die beste und vielleicht die einzige Möglichkeit für Gemshorn, es in Preußen zu etwas zu bringen. Kein Ruhmesblatt für unser Land! Emanuel mit seinem Fleiß und seinen vielen Ideen hatte bei uns weniger Glück. Eine Schande für Preußen!

Gemshorn hat sich mit seinen Noten auf den Berliner Posthof begeben. Dort ist man zwar allerhand gewohnt; aber Notenfracht hat man bis jetzt noch nicht befördert, und der schwarzbärtige Postmeister, ein ehemaliger Kavallerist, nimmt Gemshorn mit in die Schreibstube der Posthaltere.

»Wat für' ne Fuhre? Papiermusik? Det jibt's doch jar nich ...«

Gemshorn ist ans offene Fenster getreten und schaut hinunter. Unter einem offenen Schuppen werden Pferde beschlagen. Die Hufschmiede halten sich an ihren althergebrachten Rhythmus und pfeifen eine eilige Melodie. Wie Fanfaren geschmetter klingt Pferdegewieher dazwischen. In einen anderen Schuppen schleppt man Warenballen, etwas Wertvolles, vielleicht Seide? Jedenfalls sichert ein Postknecht die Tür mit einem eisernen Vorhängeschloss. Königliche Zöllner gehen auf und ab. Und Soldaten, immer wieder Soldaten.

Jetzt wird ein Postwagen zur Abfahrt bereitgestellt und mit vier kräftigen Pferden bespannt. Widerspenstig werfen sie die Köpfe hoch. Die Fuhrknechte fluchen: »Hol euch der Deibel, ihr Satansbrut!«

Verschüchtert drängen sich die Passagiere, die aufs Einsteigen warten, aneinander, als suchten sie Schutz. Gemshorn macht große Augen. Das sind ja die Komödianten, mit denen ihn Herr von Nostitz damals vor dem Charlottenburger Hoffest zusammengebracht hat, um ihn in die Hofgesellschaft einzuschleusen! Er hatte sie seither nicht gesehen. Sogar der alte Dottore ist noch dabei. Er zieht seinen Hut und ruft: »Addio, cara Borussia, lieb Preußen! Lebe wohl! Le commediante geh fort in weite Welt, nix fortuna in Berlino, nix, nixi! Addio, Signori!«

Auch Gemshorn zieht den Hut und schwenkt ihn zu den Komödianten hinunter.

»Künstlerpack!« brummt der Postmeister. »Am besten, man hat nichts mit ihnen zu tun.«

»Irrtum!« widerspricht Gemshorn. »Auch die Kunst gehört zu Preußens Gloria.«

Er verstummt, denn er sieht, wie Carl Philipp Emanuel Bach mit einem älteren Mann am Arm auf die Postkutsche zugeht. Ein Dienstmann keucht mit Taschen und Paketen hinterher.

»Nanu! Will der Herr Bach auch verreisen?« fragt Gemshorn den Postmeister.

»Der Herr Hof- und Kammercembalist hat bei uns einen Platz für seinen Herrn Vater nach Leipzig bestellt«, erwidert der Postmeister stolz.

»Der alte Bach ist in Berlin? Und muss nun mit den Komödianten in einer Kutsche sitzen? Das ist doch keine Gesellschaft für ihn! Nein, der Thomaskantor fährt mit mir. Und ich nehme Extrapost.«

Der Postmeister verbeugt sich, Extrapost bedeutet Extraeinnahme. Gemshorn ist schon aus der Tür, die Treppe hinunter, steht vor Emanuel und dem alten Bach und sagt: »Es wird mir eine große Ehre und ein besonderes Vergnügen sein, den Herrn Thomaskantor zu einer Gratisfahrt in meine Extrapost einzuladen, falls ihm meine Gesellschaft angenehm ist.«

Emanuel fällt ein Stein vom Herzen, denn er hat sich schon Sorgen gemacht, wo in der überfüllten Kutsche sein Vater wohl noch ein Plätzchen finden sollte. Die Komödianten haben sich schon häuslich eingerichtet, schnattern durcheinander, streiten sich um die besten Plätze.

»Herr Gemshorn! Sie sind Retter in der Not. Wann fahren Sie?«

»Sobald ich einen Wagen bekomme und meine Fracht verladen ist. Ich will nach Leipzig, Noten verkaufen.«

Der alte Bach hält sich im Hintergrund, eine gedrungene, breitschultrige Gestalt, ein wenig gebeugt schon, in einer altväterlichen langen Jacke, der altmodischen, halblangen zopflosen Perücke, mit der in Berlin kein Mann mehr seinen Kopf bedecken würde. Alle richten sich nach dem Geschmack des Königs und tragen die kurze weisse Perücke mit Schläfenlökchen und schwarzem Zopf. Der alte Bach nimmt sich fremdartig dazwischen aus.

Irgendwie fremdartig wirkte er auch bei seinem Spiel vor dem König in Potsdam. Der König spürte zwar, welch eine großartige Musik da an sein Ohr drang, er schloss die Augen und lauschte ergriffen, aber als der letzte Cembaloton verklungen war, stand es für ihn fest, dass der alte Bach nun einmal nicht in die preußische Musikdekoration passe. Der Leipziger Thomaskantor hörte zwar höfliche, anerkennende Worte, aber von den erhofften Aufträgen war keine Rede. So muss er mit dem Besuch bei Sohn und Enkelkindern in Berlin zufrieden sein und vor allem damit, dass er nun so bequem nach Leipzig zurückreisen kann.

Die Anwesenheit des Herrn Hof- und Kammercembalisten Bach beflügelt den Diensteifer des Postmeisters, und die Extrapost steht nach kurzer Zeit bereit, während sich die Abfahrt der Komödianten verzögert. Sie schimpfen, dass es über den ganzen Posthof schallt. Die Postknechte wechseln sogar die Pferde aus und spannen die kräftigsten vor Gemshorns Wagen.

»Musik ist 'ne schwere Last«, witzeln sie, »erst die Papiermusik, denn een Notenkleckser und noch 'n reisender Orjelschläger ... Na, denn hott und hü!«

Und der Wagen setzt sich in Bewegung und rasselt über das holprige Steinpflaster. Emanuel winkt und winkt, aber Gemshorn warnt den alten Bach, sich nicht zu lange der Zugluft auszusetzen. Der Thomaskantor kümmert sich jedoch nicht um die Mahnungen, sondern steckt den Kopf so lange aus dem Kutschenfenster, bis er Emanuel nicht mehr sieht. Ich muss wohl

gleich hinzusetzen, dass Vater und Sohn sich zum letzten Mal begegneten, denn Johann Sebastian starb drei Jahre darauf.

Während sie durch die Berliner Strassen rollen, nimmt der alte Bach seine Perücke ab und wischt sich den Schweiß vom fast kahlen Schädel. Dann zieht er seine Jacke aus, krempelt die Hemdsärmel auf und legt die Füße auf die Sitzpolster.

»Das tut gut«, sagt er aufatmend.

Schweigend erreichen sie die Berliner Stadtgrenze, das Leipziger Tor. Die Wache verlangt eine Besichtigung der Fracht, und der Korporal schüttelt den Kopf beim Anblick von so vielen Noten.

»Papierkram«, brummt er. »Können durch.«

Und so verlassen sie Berlin in südlicher Richtung. Gemshorn muss an seine Flucht aus Preußen vor fast zwanzig Jahren zurückdenken. In der Nähe dieser Strasse hat er sich der sächsischen Grenze entgegengeschlichen, manchmal Pferdegetrappel, Kutscherrufe, Peitschenknallen, Räderrollen gehört. Und jetzt sitzt er selbst in einer Kutsche und darf sich sicher fühlen. Bei diesen Gedanken wird ihm ganz fröhlich, ja lustig zu Mute.

Sie nähern sich der sächsischen Grenze. Die Kutsche muss halten, ein preußischer Leutnant prüft umständlich die Pässe und hat es besonders auf den Leipziger Thomaskantor abgesehen.

»Sieh da, einer von den naseweisen Herrn Leipzigern ... Was hatte Er denn in unserem guten Berlin verloren?«

»Ich habe meinen Sohn besucht. Er ist Cembalist Seiner Majestät des Königs.«

»Künstlerpack! Soldaten brauchen wir, sonst nichts.«

Bach und Gemshorn ziehen es vor, dem Leutnant nicht zu widersprechen.

Ich selbst bin leider nie in Leipzig gewesen, weil ich nichts mit Geschäften und Geschäftsleuten zu schaffen hatte und mich scheute, nur so zum Schauen dorthin zu fahren. Dabei hatte ich so viel von Leipzig erzählen hören, dass es mich neugierig machte, die Bürger- und Handelswelt kennen zu lernen. Vielleicht war es Adelsstolz, der mich zurückhielt, dünkelhaft, wie wir nun alle einmal waren, und nun bin ich zu alt für solche Reisen.

Wer vorwärts kommen und seine Welterfahrung bereichern wollte, versuchte es wie Gemshorn in Leipzig. Hier unterhielt er sich mit russischen Pelzhändlern ebenso wie mit holländischen Bankiers. Er versäumte keine Gelegenheit, die Rats- und Kirchenmusiken zu besuchen und den öffentlichen Disputationen der Studenten und Gelehrten zu lauschen. Wie viele Rollen, wie viele Masken hielt doch das bürgerliche Leben für ihn bereit!

Nun kommen wir wieder zu diesem jungen Burschen, Gotthold Ephraim Lessing mit Namen, denn auch er war zu jener Zeit Student in Leipzig und lernte mit grösstem Eifer. Er war kein Stubenhocker und Buchstabengelehrter, sondern entdeckte – wie er es gewollt hatte – eine ganz neue Studienwelt für sich, das Theater, die berühmte Schauspielertruppe der Karoline Neuber. Es war fast, als gehöre er dazu. Zwar spielte er selbst keine Rollen in den Stücken, aber manche dieser Stücke hatte er geschrieben, und sie fanden den Beifall des Publikums, der Leipziger Kaufleute und Handwerker und der Messegäste.

Lessing fühlte sich wie im siebenten Himmel, wenn er selbst mit den Schauspielern die von ihm erdachten Rollen einstudieren durfte, und später erzählte er mir, er habe dabei mehr über die Menschen gelernt als in den Hörsälen der gelehrten Professoren.

Leider habe ich nie eines dieser Jugendstücke Lessings zu Gesicht bekommen. Wer von Adel ist wie ich, der ging ja nicht in ein bürgerliches Theater, für den kam nur die Hofoper Unter den Linden in Frage. Wie viel haben wir versäumt!

Meinem guten Gotthold Ephraim aber wurde das Theater erst einmal zum Verhängnis und Stolperstein. So ernst wie er nahmen die Schauspieler die dramatische Kunst nämlich nicht. Sie führten ein liederliches Leben, gaben großtönende Versprechungen von sich und hielten sie nicht, borgten sich Geld und zahlten es nicht zurück. Manche hatten mehr Schulden als Haare auf dem Kopf, so dass ihnen Gericht und Schuldturm drohten.

Als einem der Schauspieler der Neuberschen Truppe das Wasser bis zum Halse stand, bat er Lessing auf den Knien um Hilfe, er solle mit seinem guten Namen für ihn bürgen und ihn vor dem entehrenden Schuldgefängnis retten. Der gutmütige Lessing, der niemandem Böses zutraute, fiel leider darauf herein. Der hoch verschuldete Schauspieler empfahl sich nämlich auf die so genannte »französische Art«, das heißt, er verschwand heimlich von der Bildfläche und ward in Leipzig nicht mehr, gesehen.

Aber was geschah nun? Lessing hatte gebürgt, und nun drohte ihm selbst der Schuldturm, da er die geforderte Summe Geldes nicht besass. Was blieb ihm übrig, als sich nun selbst auf die »französische Art« zu empfehlen? Er musste Leipzig, seine Studien und Freunde Hals über Kopf verlassen und ging den umgekehrten Weg wie damals Friedrich Wilhelm Gemshorn, er floh nach Preußen.

Unterwegs stieß er auf Gemshorn, der nach erfolgreichen Geschäften in Leipzig in beschwingter Stimmung Berlin zustrebte. Seine Geschäfte waren viel besser gelaufen, als er zu hoffen gewagt hatte.

Am besten ließen sich die eigenen Kompositionen verkaufen, in denen er Carl Philipp Emanuel Bach nachgeahmt und die er auch mit dessen Namen versehen hatte. Die Händler hatten sie ihm aus den Händen gerissen. Wenn die wüssten! Das war ein Geschäft!

Und der ganze Gewinn floss in die eigene Tasche, er brauchte ihn nicht mit Bach zu teilen.

Gemshorn fiel der junge Mann auf, der sich in der Nähe einer Poststation, wo ein Pferd ausgewechselt werden musste, herumdrückte, als wisse er nicht, wohin. Als er ihn fragte, ob er mitfahren wolle, lehnte der junge Mann erschrocken ab, nein, wirklich nicht, er sei gut zu Fuß, er wolle niemandem zur Last fallen.

Gemshorn wiederholte seine Einladung, aber Lessing beharrte auf seiner Ablehnung, er musste befürchten; dass die Gläubiger des flüchtigen Schauspielers nach ihm fahnden ließen, um ihn als Bürgen zur Zahlung der Schuldsomme zu zwingen. Dieser Mann da, der in einer Extrapostkutsche fuhr – wer weiß, ob er ihm trauen durfte.

Es war schon eine Ironie des Schicksals, dass Lessing den Herrn Gemshorn nicht kennen lernte; ihre Begegnung hätte ein Ereignis werden können – der Schauspieler und der Stückeschreiber!

Lessing kam unbemerkt und unbehelligt über die Grenze.

Aber kaum war er eine halbe Stunde marschiert, sprangen da zwei Kerle aus dem Gebüsch, stürzten sich auf ihn, schlugen ihm den Hut ins Gesicht und rissen ihm den Beutel aus der Hosentasche.

Er wehrte sich, so gut er konnte, kam aber gegen die beiden nicht an. Sie nahmen ihm nicht nur den Geldbeutel ab, sondern auch seine Wegzehrung, das Brot, die Wurst. Auch in seinen Schriften und Manuskripten wühlten sie herum und ließen die Zettel schließlich in den Wind flattern.

Mit Tränen in den Augen sammelte Lessing sie wieder auf, während sich die Wegelagerer unter Gelächter und Spottreden in den Wald zurückzogen. Lessing musste hungrig und ohne einen Pfennig weitermarschieren.

»Es wird schon werden«, sagte er zu sich selber, als in der Ferne die Türme von Berlin auftauchten.

Zur gleichen Zeit, als Lessing die preußische Residenz betrat, bezog ich eine neue Wohnung, und zwar gegenüber unserem Carl Philipp Emanuel. Was mich von nun an noch besser in die Lage versetzte, über ihn zu erzählen. Denn wir wurden gut bekannt miteinander.

Inzwischen waren zehn Berliner Jahre ins Land gegangen, und Bach trug immer noch denselben Titel. Er war weder zum Hofkapellmeister noch zum Hofkomponisten ernannt worden. Im Übrigen aber hatte sich vieles bei ihm geändert. Er war sehr glücklich mit Johanna Dannemann, der Tochter eines Berliner Weinhändlers, verheiratet, Vater dreier Kinder, erfolgreicher Komponist und Klaviervirtuose und anerkannter Klavierlehrer. Die vornehme Berliner Gesellschaft riss sich geradezu darum, dass ihre Söhne und Töchter das Klavierspiel bei Herrn Bach erlernten. Er freute sich, dass seine Schülerinnen und Schüler ihm nacheiferten, aber es genügte ihm nicht, wie die Damen und Herren von Stande seiner eigenen Musik begegneten.

Man lud ihn in die adligen Häuser ein, lauschte höflich seiner Musik, spendete aufmerksam Beifall und fand dann Worte wie superb und exzellent. Emanuel aber merkte sehr wohl, dass seine Musik nur in die Ohren dieser Leute kam, dass sie ihnen aber nicht ins Herz drang, sie nicht innerlich bewegte.

»Wer versteht mich und meine Musik eigentlich?« fragte er mich einmal. Ich konnte ihm auch keine Antwort geben.

Um diese Zeit wagte Bach es, sich in einem alleruntertänigsten Schreiben an den König selbst zu wenden und um die Erhöhung seines bescheidenen Gehaltes zu bitten. Bei den dreihundert Talern seiner ersten Anstellungsurkunde war es nämlich geblieben, obwohl fast alle anderen guten Musikanten inzwischen aufgerückt waren. Es ging Emanuel aber nicht nur um das Geld, er wollte vom König anerkannt sein. Denn der verstand ihn doch! Als er sein Gesuch an Fredersdorff übergab, spürte er heftiges Herzklopfen.

Einige Zeit danach übergab Fredersdorff mir das Schreiben, damit ich es zu den Akten der Kapellbedienten lege. »Abgelehnt!« hatte der König eigenhändig darunter geschrieben.

»Warum?« fragte ich Fredersdorff.

Der zog nur die Schultern hoch und sagte nichts.

»Weiß es der Bach schon?«

Fredersdorff nickte. Es hatte ihn einige Überwindung gekostet, Emanuel davon in Kenntnis zu setzen, dass er auch in Zukunft nicht mehr bekäme.

Was hat der König nur gegen seinen stets freundlichen und einsatzbereiten Cembalospieler?

Emanuel ist verärgert und veranstaltet auf seinem Cembalo eine wahre Katzenmusik.

»Hör endlich auf!« ruft Johanna aus dem Nebenzimmer. »Geh lieber zu Vater Dannemann und trinke einen guten Schoppen, damit du auf andere Gedanken kommst!«

»Das ist wahr!« brummt Emanuel, stülpt seinen Dreispitz auf den Kopf und verlässt das Haus. Sein Schwiegervater betreibt neben dem Weinhandel auch einen Ausschank, und es ist nicht das erste Mal, dass Emanuel dorthin aufbricht, um seinen Ärger hinunterzuspülen. Der alte Dannemann ist ein lustiger Patron, und nicht nur sein Wein bringt diesen und jenen Griesgram auf andere Gedanken. Seine Schankstube ist denn auch meist gut besucht, obwohl der Wein dort nicht gerade billig ist.

Auch der junge Lessing, der nun schon ein paar Monate in Berlin lebt, ist auf diesen Ausschank gestoßen, nachdem er eine Reihe von Berliner Wirtschaften besucht hatte und nicht so recht auf seine Kosten gekommen war, weil es ihm zu rau und ungesittet zugeht und er auch nichts Neues erfährt. Und gerade darauf kommt es ihm an, denn er hat sich vorgenommen, für eine Zeitung zu schreiben. Nun hofft er auf Neuigkeiten aus geselliger Runde, wenn der Wein die Zungen löst.

In der Weinstube Dannemann sind wieder alle Plätze besetzt, wie der Prinzipal bei einem Blick aus seinem Kontor befriedigt feststellt. Und da kommt ja auch der Schwiegersohn, aber mit welch einem Gewittergesicht!

»Na, Emanuel, Ärger gehabt?« fragt Vater Dannemann und schiebt sich mit seinem mächtigen Bauch hinter den Schanktisch. »Setz dich da zu dem jungen Mann an den Tisch, der ist pfiffig und gesellig, lass dich ablenken. Ich bring dir gleich einen Schoppen von meinem besten Roten.« Emanuel knurrt eine Begrüßung und nimmt gegenüber von Lessing Platz. Der betrachtet ein bisschen neidisch das mächtige Gefäß, das jetzt auf den Tisch gestellt wird. Etwas so Gutes kann er sich leider nicht leisten.

»Zum Wohl der Herr!« sagt er und hebt sein kleines Gläschen, an dem er bis jetzt nur sehr vorsichtig genippt hat, damit ihm der Wein nicht so schnell ausgeht.

»Danke, junger Mann«, gibt Emanuel zurück und lässt einen großen Schluck durch seine Kehle rieseln. Das tut gut!

»Sie sind ein alteingesessener Berliner und trinken Wein?« fragt Lessing. »Das ist etwas Besonderes, denn ich habe herausgefunden, dass man hier lieber Bier trinkt. Aber das ist auch kein Wunder bei diesen Weinpreisen.«

»Sie sind im Irrtum«, entgegnet Emanuel. »Erstens bin ich kein Berliner, sondern ein Sachse wie Sie, man hört es ja an Ihrer Sprache, und zweitens trinke ich nur sehr selten Rebensaft.«

»Nur wenn Sie sich geärgert haben, nicht wahr? So wie jetzt. Über wen?«

»Lassen wir das. Je höher gestellter die Person, desto größer der Ärger.«

»Da müssen Sie sich mindestens über den König geärgert haben, bei diesem Gesicht!« Emanuel blickt überrascht auf sein Gegenüber.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß überhaupt nichts. Aber ich sehe eine ganze Menge, zum Beispiel, dass Preußen ein ziemlich ärgerliches Land ist.«

»Junger Mann, wie können Sie so etwas sagen!«

Auch die übrigen Gäste sind auf Lessing aufmerksam geworden.

„Ich zum Beispiel ärgere mich, dass es mir nicht gelingen will, zu Herrn von Voltaire vorzustossen. Seine schönen Worte vom Frieden und vom Glück der Völker möchte ich einmal von ihm selbst hören.“

Voltaire war damals Gast des Königs, ein französischer Philosoph und Literat, mit dem der König stundenlang über die höchsten Werte des menschlichen Lebens sprach. Ich wundere mich heute, wie das wohl ging ...

»Sie sind ja nicht gerade ängstlich in der Wahl Ihrer Gesprächspartner«, spöttelt Bach, »Sie greifen gleich nach den Sternen.«

»O ja«, gibt Lessing zurück. »Obgleich man natürlich Angst bekommen kann, wenn ein Herrscher vom Frieden redet, aber nur Kriege führt und neue Kriege vorbereitet. Macht Ihnen das keine Angst?«

»Ein König lebt nach eigenen, höheren Gesetzen.«

»Aber er will doch der erste Diener seines Staates sein. Da müsste er ein besseres Vorbild geben!«

»Es steht Ihnen nicht zu, den König zu kritisieren.«

»Natürlich nicht, aber ich kritisiere ja auch nur falsche Bilder.«

Emanuel fühlte sich unsicher. Irgendwie muss er dem jungen Mann zustimmen, aber solche Reden darf man, doch nicht führen, man zieht sich damit ja selbst den Boden unter den Füßen fort. Und doch sieht sich Emanuel veranlasst, seinem Gegenüber ein Glas Rotwein zu spendieren.

»Vielen Dank, mein Herr! Einen so guten Tropfen habe ich lange nicht getrunken. Mein Name ist Lessing, Student aus Leipzig; ein Freund der Feder und des Theaters. Und mit wem habe ich die Ehre?«

Emanuel stellt sich vor.

»Oh, Sie sind ein, Künstler aus der Umgebung des Königs! Zweifellos weiß er Ihre Kunst gebührend zu schätzen.«

»Ach, lassen wir das!« murmelt Emanuel. »Und was schreiben Sie?«

»Dieses und jenes ... Ich möchte gern einmal etwas Neues schreiben, ein gutes Schauspiel, etwas, das es bisher noch nicht gegeben hat.«

»Und das wäre?«

»Ein Soldatenstück ... Was sollte einem in Preußen wohl sonst einfallen? Da habe ich neulich eine tolle Geschichte gehört, von einem Major, der am Undank und an der Gleichgültigkeit seines Königs beinahe zugrunde gegangen wäre ... Obwohl er für ihn seinen Kopf hingehalten hat und durchs Feuer ging ...«

»Hören Sie auf!« sagt Emanuel lauter als beabsichtigt.

»Aber warum denn? Haben Sie sich darüber geärgert?«

»Das werde ich Ihnen nicht auf die Nase binden«, ereifert sich Emanuel noch einmal, erhebt sich, lässt sein Glas halb geleert stehen und geht. Lessing sieht ihm betroffen nach.

»Ach, lassen Sie nur«, lässt sich nun Vater Dannemann vernehmen, »der kommt wieder. Ich weiß auch nicht, was er hat.«

Das war nicht die letzte Begegnung der beiden Künstler, die sich ähnlich sind in vielem und es noch nicht wissen.

## Menuett – Königliches Operntheater

Ich erwähnte es bereits und will trotzdem jetzt davon erzählen. Von Sanssouci.

Der König hatte seinen Baumeister Knobelsdorff mit dem Neubau eines Schlosses beauftragt, für das es in der damaligen Zeit keine Vorbilder gab. Der König und Knobelsdorff dachten sich etwas ganz Neues aus. Dieses Schloss sollte einmalig sein, nur der König durfte etwas so Schönes besitzen. Ein Schloss als krönender Abschluss eines niedrigen, Weinberges, umgeben von einem herrlichen Park. Ein Schloss, das so heißen sollte, wie der König leben wollte, wenigstens hier, nämlich ohne Sorgen, sans souci.

Übrigens war auch ich dem König behilflich, diesen Namen zu finden, nachdem manch andere Vorstellung verworfen worden war. Sanssouci... Obgleich der König selbst sagte, der Name werde wohl immer ein Wunsch bleiben und wohl kaum eine dauerhafte Wirklichkeit werden.

Und er fügte hinzu: »Man soll mich nicht ohne Grund den Philosophen auf dem Königsthron nennen. Es gehört zur Weisheit des Philosophen, wenigstens manchmal die Wünsche und Sehnsüchte für die Wirklichkeit selbst zu halten.«

Ich verbeugte mich, denn das erwartete der König, wenn er solche tief sinnigen Sätze sprach.

»Sanssouci – ein guter Wunsch, Euer Majestät«, sagte ich dann, »ein Wunsch für den König und das Land.«

»Wenn der König keine Sorgen hat, wird auch das Land sorgenfrei sein«, erwiderte der König.

Ich vermied es, mich weiter darüber zu äußern.

Das neuerbaute Schloss Sanssouci erfüllte, was sich der König versprochen hatte. Es wurde zum Mittelpunkt und zur Heimat der schönen Künste. Über Sanssouci sprach man bald in ganz Europa.

Es gehörte zu den höchsten Auszeichnungen für auswärtige Fürsten, nach Sanssouci eingeladen zu werden und an dem sorgenfreien Leben, das man dort wie eine Theateraufführung in Szene setzte, teilzunehmen. Solche Theateraufführungen – wie ich die Gesellschaften dort heute nennen möchte – waren auch die berühmten Tafelrunden des Königs, Zusammenkünfte geselliger Art, zu denen er die besten Vertreter von Kunst und Literatur, von Wissenschaft und Staatslenkung einlud. Hier trafen sich Philosophen und Künstler, Staatsmänner und Generäle, und hier hatte auch ich bisweilen den Eindruck, als könne ein jeder seine Sorgen vergessen.

Sanssouci ... Auch Emanuel hatte seinen Anteil daran, natürlich nicht als Mitglied der Tafelrunde, sondern am Cembalo, mit dessen Klängen er die Gespräche und die Genüsse des Gaumens leise zu begleiten und zu untermalen hatte, manchmal allein, manchmal auch mit einem kleinen Kammerorchester. Anfangs beseelte ihn große Freude an dieser Art, seine Kunst zu zeigen, aber im Laufe der Zeit fühlte er sich unbehaglich, stand er doch nur am Rande der Gesellschaft, wenn auch an einem tönenden. Ihn selbst beachtete man kaum, er wurde nur dann und wann als bester Klavierist des Landes vorgestellt, gerade gut genug für den König. Man hielt es auch für selbstverständlich, dass er sich zu fast jeder Tafelrunde ein neues Stück ausdachte, manchmal auch mehrere, und ihm selbst erschien das als die natürlichste Sache der Welt.

Aber er als Mensch und Künstler kam nicht zu Wort, und es drängte ihn, auch einmal mitreden zu dürfen. Obgleich er von Kindesbeinen an wusste, dass der Gegensatz zwischen Fürst und Diener nicht zu überbrücken ist, vermochte er sich damit nicht zufrieden zu geben.

Eines Tages fiel ihm eine besonders schöne und empfindsame Melodie ein, er summt sie vor sich hin, schrieb sie dann auf und verarbeitete sie sogleich zu einem heiteren Phantasiestück fürs Klavier. Von Anfang an war es ihm klar, dass er dieses Stück zuerst dem König vorspielen würde,

ihm ganz allein. Damit würde er die königlichen Ohren wieder einmal für sich gewinnen, und Friedrich könnte bei dieser Musik alle Sorgen und Kümmernisse vergessen.

So entschloss er sich nach langen Überlegungen, um eine Audienz, eine persönliche Unterredung, beim König nachzusuchen, ihm das Stück vorzuspielen und mit ihm auch über seine Empfindungen zu Musik und Kunst zu sprechen.

Es gelang ihm nach vielen Bemühungen, auch mit meiner Hilfe, den Kammerherrn Fredersdorff von seinem Anliegen zu überzeugen, und Fredersdorff versprach ihm eine Audienz beim König. Am angegebenen Tag ließ er anspannen und fuhr im eigenen Wagen nach Potsdam hinaus. Unterwegs legte er sich noch einmal alles zurecht, was er dem König sagen wollte, sagen musste, weil sein Herz übertoll war, weil alle seine guten Gedanken und Wünsche auf den König hin geordnet waren.

Doch ein böser Umstand wollte es, dass Friedrich gerade an diesem Tage seine Tafelrunde um sich versammeln wollte, weil er am nächsten wieder einmal ins Feldlager aufbrechen musste und zuvor noch einmal in dem Gefühl, ohne Sorgen zu sein, schwelgen wollte.

Man wies Emanuel ab. Er sei heute nicht zur Tafelmusik bestellt, die werde von Herrn Schale bestritten. Fredersdorff ließ sich nur kurz sehen und sagte mit bekümmelter Miene: »Heute hat Er es ungünstig getroffen, Bach, der König hat unvorhergesehen Gäste eingeladen.«

Emanuel wollte seine Einwände vorbringen, Fredersdorff habe ihm doch schließlich diesen Tag genannt.

»Hat Er sich da nicht vielleicht verhöhrt?« fragte Fredersdorff leichthin.

»Nein, diesem Tag hab ich entgegengezittert, entgegengefielert!«

»Da kann man leider nichts machen, Bach, Er kann nun einmal heute nicht mit dem König sprechen, und mich muss Er nun auch entschuldigen, Er sieht ja, ich habe zu tun.«

Es hätte nicht viel gefehlt, und Emanuel wäre in Tränen ausgebrochen. Um seiner Gefühle wieder Herr zu werden, zog er sich in den Park zurück, zuerst mehr stolpernd als schreitend, doch bald wurden seine Schritte wieder fest, als würden sie durch das Regemaß der königlichen Gartenanlage zu solcher Ordnung gezwungen.

Er legt sich genau zurecht, was er dem König vortragen wird, denn er hofft noch immer, vorgelassen zu werden. Und ununterbrochen klingt ihm das neue Klavierstück in den Ohren, aber nicht mehr so wohltönend wie ehemals.

Wir Künstler schaffen eine schöne Welt, wird er sagen, in der die Menschen, die sich darin aufhalten dürfen, untereinander zu Freunden werden können. Sie dürfen angenehme, geistvolle Gespräche miteinander führen und sich in vielerlei Bereichen begegnen. Sie haben die Möglichkeit, einander ihre innersten Wünsche und Sehnsüchte mitzuteilen, und dürfen auf Erfüllung hoffen, denn wer wollte wohl in einer so schönen Umgebung seinem Gegenüber ein Nein zumuten? Ist es nicht eine neue und ganz besondere Art von Freundschaft, die auf diese Weise entsteht?

Dabei ist es gar nicht wichtig, ob der eine Freund ein Gärtner, ein Maler, ein Musikant, ein Bildhauer, ein Schriftsteller oder ein König ist. Oder auch nur ein Minister oder General. Solche Unterschiede werden unwichtig, verblässen vor der Kunst. Wir sind alle Menschen.

Der Gärtner hat sein Bestes gegeben, um die grünbunte Blütenkulisse aufzubauen. Die Pflanzen, diese gebrechlichen und doch so zuverlässigen Geschöpfe, bilden die schönste Umgebung für unsere Freundschaft. Der Musikant baut Wände und Räume und Gewölbe aus Tönen. Der Bildhauer erschafft ein stummes steinernes Publikum mit einem tief sinnigen, spannungsreichen Leben. Der Dichter findet Worte, um die Schönheit dieser Umgebung zu preisen.

Im König aber lebt von jedem etwas, er hat die Fäden in der Hand und trägt so sein Teil zur Schönheit der Welt bei.

Aus der Ferne klingt Gelächter herüber, Gesprächsfetzen in französischer Sprache wehen heran, Gläser klingen aneinander.

Emanuel malt sich das Bild aus, stellt sich die Gesellschaft drüben am Schloss im Freien vor. Der König hat die Herren seiner Tafelrunde um sich versammelt. Sie nehmen erlesene Speisen zu sich, von jeder nur ein bisschen, denn sie wollen sich ja nicht satt essen, sondern nur genießen.

Sie trinken edle Weine zur Beförderung ihrer Stimmung, damit die Gedanken emporschnellen und spritzig perlen. Die Gespräche gehen über dieses und jenes, und die Herrn der Tafelrunde haben ihren Gewinn davon.

Emanuel aber gehört nicht dazu, nicht einmal zur musikalischen Untermalung. Er schleicht draußen umher und trifft immer wieder auf einen Soldaten mit geschultertem Gewehr, der dafür sorgt, dass der Kapellbediente in seiner roten Lakaieuniform in angemessener Entfernung von der Tafelrunde des Königs bleibt. Ausserdem muss der Soldat aufpassen, dass den Windhunden des Königs, die hier im Park ihre schnellen Spiele treiben, nichts geschieht. Sie springen um Emanuel herum, aber sie sehen ihn nicht an und beachten ihn gar nicht, als sei er einfach Luft.

Wenn sie mich wenigstens ankläffen würden! denkt Emanuel. Aber so zu tun, als gäbe es mich nicht ...

Es gelang Bach nicht, zum König vorzudringen. Niemals hat er mit mir über diese Erfahrung gesprochen oder sich ausgeklagt. Ich kann sie jedoch nachempfinden, denn ich war als Gast jener Tafelrunde Zeuge, wie er draußen bleiben musste.

Wenn es ihm gelungen wäre, zum König zu gelangen, hätte der wohl folgende Worte an seinen Hof- und Kammercembalisten gerichtet: »Ach, Monsieur Bach, was macht Er sich nur für große Gedanken! Es freut mich ja, dass Er – obwohl niederen Standes – auch über Freundschaft nachdenkt, aber nähre Er da keine Illusionen in sich! Für Ihn gibt es Freundschaft doch wohl nur mit Seinesgleichen. Er glaubt doch wohl nicht, dass Er an meiner Umgebung, an meinem Schloss Sanssouci irgendeinen Anteil hat! Sanssouci, gehört mir, die Blumen und Bäume wachsen für mich, die steinernen Figuren sind mein Hofstaat. Die Musik erklingt für mich, und das Wort der Poesie dient meinem Ruhm. Seine Musik ist lediglich dazu bestimmt, mein Vergnügen zu vergrössern. Er ist mein Kapellbedienter.«

So etwa würde der König sprechen, vorausgesetzt, er könnte sich dazu herablassen, überhaupt mit Emanuel ein Gespräch zu führen. Doch dazu kommt es nicht, wie wir ja wissen, und Emanuel kann schließlich keine Freude mehr am Anblick des Parkes finden. Er sieht ihn nur noch als eine Ansammlung grüner Wände, die ihm den Blick und den Weg versperren. Die steinernen Figuren scheinen ihm zu drohen, und die Blumen sehen aus, als wollten sie verwelken. Schließlich fährt er zutiefst enttäuscht nach Berlin zurück. Wenn nicht einmal der König seiner Musik lauschen will – von wem darf er es überhaupt noch erwarten?

Er findet das Haus leer vor, denn seine Frau hat sich mit den Kindern zu einem Besuch bei den Eltern aufgemacht. Auch gut!

Emanuel setzt sich ans Cembalo und spielt noch einmal das Stück, das er sich für den König ausdachte, doch es klingt schrill in den Ohren und verursacht Schmerzen. Da besinnt er sich auf sein altes Klavichord, das mit Noten und Büchern voll gepackt ist, räumt es ab, schlägt den Deckel zurück, spielt sein Phantasiestück auf dem leisen Instrument und findet Gefallen an den Tönen, denen er schon so lange nicht gelauscht hat. Doch erst nachdem alles Laute, Heftige und Gezwungene verstummt ist, entfalten sie sich ganz und vereinen sich zu einem schönen Klangbild.

Ich kann mir diese Szene jetzt beim Niederschreiben nach so vielen Jahren noch gut vorstellen, denn Emanuel hat auch für mich auf dem Klavichord gespielt, und ich fand dabei zu Ruhe und innerem Frieden. Zur Freundschaft ... Und jetzt wird es mir deutlich, dass ich beim Lauschen auf diese Melodien und Akkorde an das andere Preußen denken musste, das hoffentlich einmal unsere Zukunft sein wird.

Einige Zeit darauf sucht der Kammerdiener Fredersdorff das Bachhaus auf. Emanuel ist zu einem Schüler gegangen, wird aber bald zurückerwartet.

»Dürfen wir Sie in der Zwischenzeit mit einem kleinen Frühstück bewirten? Sie werden doch warten wollen?« fragt Hanna Bach.

Aus der Küche duftet es nach gerösteten Zwiebeln und gebratenem Fleisch.

Der königliche Kammerdiener kann nicht widerstehen. Er nimmt Platz am runden Tisch. Bald darauf erscheint das Hausmädchen mit einem Tablett. Das Frühstück: eine Tasse Brühe, eine Fleischpastete, ein Stück Kuchen, eine Weinkaraffe und einige Äpfel. Die Witwe Poisson,

Emanuel's frühere Wirtin, die nun im Bachhaus lebt, erscheint in einer frischgestärkten weißen Schürze und wünscht: »Guten Appetit, Monsieur!«

Und wie dem Kammerdiener das Essen schmeckt! Viel besser als das aus der königlichen Küche. Hanna Bach und die Witwe Poisson halten sich weiterhin im Salon auf, nehmen aber nicht Platz. Aus dem großen Musikzimmer tönt Klavierspiel.

»Das hört sich ja meisterhaft an«, sagt Fredersdorff mit vollem Munde, »wer spielt, denn da?«

Die Ohren des Kammerdieners haben sich im Lauf der Jahre verfeinert.

»Oh, das ist der jüngere Bruder des Herrn Hof- und Kammercembalisten«, gibt die Witwe Poisson Auskunft. »Wollen Sie ihn kennen lernen, Monsieur?«

»Warum nicht ... Scheint ein tüchtiger Musikant zu sein!«

Nach dem Tode des Vaters hat Emanuel seinen jüngsten Bruder Johann Christian bei sich aufgenommen, damit er unter strenger Zucht bliebe. Christian ist zuerst nicht davon erbaut, dass Hanna ihn vom Klavier wegholt, aber auf einen königlichen Kammerdiener ist er gespannt, denn ihn fasziniert alles, was mit dem Hof zusammenhängt. So geht er zuerst in sein Zimmer und setzt sich eine weisse Perücke auf, ja, er schnallt sogar einen Zierdegen um. Dann betritt er den Salon. Fredersdorff ist schon beim zweiten Glase Wein. Aber nun kommt Emanuel nach Hause, und Hanna zieht auch ihn gleich in den Salon.

»Sieh da, sieh da, der Herr Hof- und Kammercembalist!« sagt Fredersdorff gutgelaunt. »Ihre liebe Frau Gemahlin führt eine vorzügliche Küche.«

Emanuel möchte am liebsten fragen, ob der Herr Kammerdiener im Schloss nicht satt werden könne, beißt sich aber auf die Zunge.

»Was steht zu Befehl?«

»Ich habe Sie wieder einmal zum Operndienst eingeteilt, Monsieur Bach. Aber ich muss auch gleich sagen, dass für dieses Spiel kein Extrahonorar zu erwarten ist.«

Fredersdorff schenkt sich zum dritten Mal Wein ein.

»Aber wieso?« wehrt sich Emanuel. »In meinem Vertrag steht nichts vom Operndienst, ich bin nur zu Konzerten der königlichen Hofkapelle verpflichtet, also geht es hier um eine zusätzliche Musik, die extra bezahlt werden muss.«

»Ich kann Sie ja verstehen, Herr Bach«, sagt Fredersdorff und hebt bedauernd die Schultern.

»Also gut, ich stehe befehlsgemäss zu Diensten«, sagt Emanuel mit spröder Stimme, »ich werde mir aber erlauben, meinen jüngeren Bruder mitzubringen, damit wenigstens einer Gewinn davon hat.«

»Warum nicht? Er kann Ihnen ja die Notenblätter umwenden, damit er nicht ganz müßig geht.«

»Ich spiele auswendig ... Und jetzt habe ich zu tun, damit die Musik in Berlin auch weiterhin einen Aufschwung nimmt. Leben Sie wohl.«

Emanuel schlägt die Tür hinter sich zu. Christian schaut fragend von einem zum anderen, Hanna Bach ärgert sich über ihren Mann, die Witwe Poisson stellt dem Kammerdiener noch ein Stück Kuchen hin. Fredersdorff isst es schweigend auf und verabschiedet sich.

Der Bach hat recht, was seinen Vertrag betrifft, denkt er. Der König sollte ihm endlich einen anderen geben. Und mehr Gehalt.

»Welche Oper wird eigentlich gegeben, Herr Bruder?« fragt Christian, als sie am späten Nachmittag aufbrechen.

»Ich weiß es nicht. Die Noten liegen ja bereit, wir werden es früh genug erfahren.«

»Aber das müsst Ihr doch wissen, Herr Bruder! Eine Oper ist etwas Extraexquisites, ich kann es kaum erwarten. Ich habe noch nie eine Oper besucht.«

»Gut, dass wenigstens du dich freust«, brummt Emanuel. »Was wird uns schon erwarten? Eine Oper von Herrn Karl Friedrich Graun wie immer. Lucio Papirio, Adriano in Siria, Demofonte Rè di Tracia, oder wie diese italienischen Geschichten alle heissen. Der König ist nun einmal auf seinen Graun eingeschworen, neben ihm lässt er höchstens noch ganz echte Italiener gelten. Aber das alles ist nichts für meine Ohren.«

»Das verstehe ich nicht, Herr Bruder! Wenn ich italienische Musik höre, geht mir das Herz auf!«

Um das Opernhaus ist es noch still. Die hof- und opernberechtigte Berliner Gesellschaft wird sich erst in einer Stunde vorfahren lassen.

Ich kann mich gut in Emanuels Gedanken hineinversetzen. Er erinnerte sich an das Charlottenburger Hoffest, obwohl das nun schon lange zurückliegt. Auch heute würden die Damen und Herren der vornehmen Berliner Gesellschaft wieder feierlich die breite Treppe hinaufschreiten, gehüllt in Samt und Seide, um zu sehen und sich sehen zu lassen. Sie werden sich vor dem Hintergrund freundlicher Melodien und einer leicht verständlichen, prächtig ausgestaffierten Handlung zusammenfinden. Die Oper ist die eindrucksvollste und schönste Dekoration ihres vornehmen Lebens. Aber Emanuel genügt das nicht mehr.

»Weshalb geht Ihr so langsam; Herr Bruder?« fragt Christian. »Wir werden zu spät kommen!« Emanuel beschleunigt seine Schritte und eilt zum Bühneneingang. Dort wartet schon der Kammerdiener Fredersdorff, um Kleidung und Aussehen der Kapellbedienten zu prüfen. Er lächelt Emanuel und Christian ein wenig unsicher an und nickt dann. Beide tragen den vorgeschriebenen roten Lakaienfrack. Christians ist allerdings zu lang und zu weit. Emanuel ist schon ein Stück weitergegangen, da ruft ihn Fredersdorff zurück.

»Was ich noch sagen wollte, Monsieur Bach ... Sie brauchen heute Abend nur dann zu spielen, wenn der zweite Hof- und Kammercembalist Nichelmann, der seit Wochen von gesundheitlichen Unpässlichkeiten heimgesucht wird, nicht am Cembalo durchhalten sollte.«

»Weshalb haben Sie denn den armen Nichelmann überhaupt eingesetzt?« braust Emanuel auf. »Es geht ihm miserabel! Kürzlich ist er auf einer Probe wegen eines Schwindelanfalles umgefallen! Wenn Sie mich nun schon herztieren, hätte er doch zu Hause bleiben können!«

»Monsieur Bach, Sie kritisieren Anordnungen Seiner Majestät des Königs!« Christian hat nur mit halbem Ohr zugehört, er kann es nicht erwarten, ins Innere des Opernhauses zu gelangen.

Dieser prächtige Bau des Herrn von Knobelsdorff kann sich sehen lassen!

»Herr Bruder, Ihr werdet mich doch ein wenig im Opernhaus herumführen?« fragt Christian.

»Natürlich«, erwidert Emanuel. »Aber zuerst müssen wir in den Musikantenraum, die anderen Kapellbedienten begrüßen, die Instrumente stimmen. Der arme Nichelmann! Dass es ihm nicht gut geht, betrübt wohl niemanden, wenn nur der Platz am Cembalo nicht leer bleibt!« Nichelmann sitzt blass und zusammengesunken an seinem Platz; das Notenpaket mit der Oper Coriolano von Karl Heinrich Graun liegt auf dem Cembalopult.

»Dies ist mein Bruder Johann Christian, Herr Nichelmann«, sagt Emanuel, »er bietet sich Ihnen zum Notenumblättern an, auch darin ist er sehr geschickt.«

Nichelmann ist erleichtert über die Hilfe. Die Streicher stimmen ihre Instrumente und spielen sich ein, im Raum breitet sich die erregende Stimmung aus, wie sie vor festlichen Aufführungen herrscht.

»Komm, Christian«, sagt Emanuel, »jetzt sollst du das Opernhaus kennen lernen!«

Sie durchschreiten die Treppenhäuser und Wandelgänge, schauen in die Empfangskabinette, berauschen sich am lichterfunkelnden Festsaal.

Ein so grossartiges Bauwerk hat Christian noch nicht gesehen. Ihn beeindruckt die kostbaren Samtvorhänge, die funkelnden Prismen der Kronleuchter, die vergoldeten Stuckornamente der Decken und Wände, die edlen Fussbodenhölzer.

»Und das dürft Ihr jeden Tag sehen, Herr Bruder?«

»Nun, jeden Tag wird hier ja nicht Oper gespielt. Aber wenn auch – ich kenne das ja alles schon!«

»Aber kann man davon jemals genug bekommen?« murmelt Christian. »Diese Schönheit! Wie vor einem grossen Fest ... Das Fest ist die Musik. Der Gesang ... Ich bin so dankbar, dass ich mitkommen durfte!« Emanuel lächelt nachsichtig.

Christian möchte noch weiterschwärmen, doch da tritt einer der Kapellbedienten an Emanuel heran und flüstert ihm zu: »Haben Sie schon gehört, dass der Herr von Knobelsdorff beim König in Ungnade gefallen ist?«

Emanuel schüttelt den Kopf. Das darf doch nicht wahr sein! Knobelsdorff, der geniale Baumeister, der Freund des Königs ... Was soll er selbst dann noch erwarten?

Er setzt sich auf einen steifelnigen Stuhl und macht ein so trauriges Gesicht, dass es Christian durch und durch geht.

»Ist Euch nicht wohl, Herr Bruder? Habe ich Euch gekränkt?«

»Nein, nein ... Gehe jetzt zu Herrn Nichelmann und hilf ihm beim Stimmen!«

Christian nickt, verbeugt sich vor dem Bruder und schlendert langsam zu den Musikanten zurück.

Inzwischen sind die ersten Besucher eingetroffen, und es ist für Nichelmann, der noch immer das Cembalo stimmt, nicht einfach, bei all dem Summen und Üben und Sprechen um ihn herum die richtige Höhe des silbrigen Cembalotones herauszufinden. Immer wieder schlägt er die Tasten an und beugt sich lauschend über den Resonanzkörper. Es kommt ihm vor, als höre er schwer, als müssten die Töne und Geräusche einen dicken Filz durchdringen, um zu seinem Ohr zu gelangen. Auch das Licht stört ihn heute, obgleich er es sonst nicht hell genug bekommen kann. Gut, dass er den jungen Bach zur Seite hat! Der bewegt sich in dieser Umgebung so sicher, als gehöre er schon jahrelang zu den königlichen Kapellbedienten.

Auf der Strasse Unter den Linden rollen die Kutschen heran, halten vor dem Opernportal, bis die Insassen ausgestiegen sind, und fahren dann auf die Warteplätze in der Nachbarschaft. Besonders Vornehme lassen sich in Sänften tragen.

Vor dem Opernhaus drängen sich Schaulustige, Bürger, einfache Leute, Kinder. Manche sind genau darüber unterrichtet, wer da aus Kutschen und Sänften steigt, sie kennen sogar deren Spitznamen und geben ihre Kenntnisse an alle weiter, die es hören wollen. Das ist der Graf Ziegenzorn, dort trippelt die Komtesse Tausendwert ...

»Sagen Sie bitte, ist der Herr de Voltaire bereits vorgefahren?«

wendet sich der junge Lessing, der schon eine Weile in der Nähe des Eingangs wartet, an seinen Nachbarn, der die vornehme Berliner Welt zu kennen scheint.

»Der Herr de Voltaire? Nein, der ist noch nicht eingetroffen.

Kennen Sie ihn etwa?«

»Nein, aber ich möchte ihn gern kennen lernen.«

Der Angesprochene mustert den jungen Mann von Kopf bis Fuß. Der ist sehr schlicht, fast ärmlich gekleidet, hat seinen abgegriffenen Dreispitz herausfordernd in den Nacken geschoben, seine Jacke ist am rechten Ellenbogen gestopft, seine schwarzen Schuhe aber sind blank geputzt, und die metallenen Schnallen glänzen. Und der da will den berühmten Herrn Voltaire sprechen? Ja, hat der Mensch Töne! Den berühmten Philosophen, des Königs Vertrauten und häufigen Gast in Sanssouci!

Dem Mann bleibt vor Staunen und Verwunderung fast der Mund offen, solche Dreistigkeit hat er noch nicht erlebt.

Ich gebe zu, dass auch mich überraschte, auf welche Weise der Herr Lessing die Bekanntschaft Voltaires machte. Voltaire - Philosoph, Geschichtsschreiber, Dichter und Kunstkritiker. Die Geisteswelt halb Europas verehrte und bewunderte seinen klaren Verstand, seinen scharfen Witz und sein dichterisches Talent. Seine Geschichtsschreibung ist – ich muss es ja wissen – der Beginn einer neuen Art der Aufzeichnung des Gewesenen, mit der meine Versuche sich nicht messen können. – Diesen Mann also will der junge Lessing kennen lernen. Ich finde, das verdient Respekt.

In der Rechten trägt Gotthold Ephraim zwei Bücher und geht mit ihnen so vorsichtig um wie die Damen aus den Kutschen mit ihren kostbaren gestickten Handtaschen. Das eine Buch ist ein französischer Roman aus der Feder des Herrn de Voltaire, das andere ein Stammbuch, in das sich Professoren und Literaten mit kleinen Versen und ihrer Unterschrift zur freundlichen Erinnerung eingetragen haben. Solche Stammbücher sind unter Studenten üblich. Dann kommt er, der Herr

de Voltaire. Ringsum herrscht ehrfürchtiges Staunen. Lessing aber löst sich aus der Reihe der Zuschauer und nähert sich der Sänfte. Als sie abgestellt und das kleine Türchen geöffnet wird, ist er Herrn de Voltaire beim Aussteigen behilflich. Wie gesagt, ein toller Bursche, dieser Gotthold Ephraim.

»Ich bitte vielmals um Vergebung!« sagt er in französischer Sprache. »Nehmen Sie es mir nicht übel, Monsieur de Voltaire, dass ich Sie belästige, aber ich bin ein Bewunderer Ihrer Kunst und möchte Sie bitten, mein Exemplar Ihres Werkes zu signieren und überdies etwas in mein Stammbuch zu schreiben.« Und er sagt noch seinen Namen und was er hier in Berlin tue.

Voltaire ist zwar überrascht, aber seine Miene hellt sich schnell auf. Das frische offene Gesicht des jungen Mannes gefällt ihm, und sein Französisch ist tadellos.

»Eh bien, gut, ich will Ihren Wunsch erfüllen. Aber wo? In diesem Gewühl hier kann ich nicht schreiben.«

»Lassen Sie mich Ihr Begleiter in die Oper sein, Herr de Voltaire, ich wollte ohnehin einen Zeitungsartikel über diesen Kunstpalast schreiben.«

Voltaire zieht die dunklen Brauen hoch.

»Sie sind kühn, junger Mann. Kommen Sie!«

Aber der Kammerherr am Eingangsportaal erhebt Einspruch gegen Lessing.

»Halt! Sind Sie hoffähig? Gehören Sie zur vornehmen Gesellschaft?«

»Ich bin ...«, beginnt Lessing, wird aber sofort von Herrn de Voltaire unterbrochen: »Der junge Mann ist mein Bedienter und wird mich selbstverständlich in die Oper begleiten!«

»Nein, so ist es nicht!« widerspricht Lessing heftiger als ihm lieb ist. »Ich bin kein Bedienter, nein, nur das nicht!«

»Nun, was ist?« wendet sich der Kammerherr an Herrn de Voltaire. »Hier ist kein Ort für Dispute ...«

Voltaire lächelt und schickt sich zum Weitergehen an. »Leben Sie wohl, junger Mann, ich bin in Eile, der König hat mich in die Oper befohlen.«

Lessing verbeugt sich und packt seine beiden Bücher fester, dabei spürt er, wie ihm die Hände feucht werden.

Herr de Voltaire begibt sich in seine Loge, die neben der des Königs liegt. Ein Operndiener nimmt ihm den Umhang von den Schultern, schiebt den schweren Sessel zurück und schließt dann leise die Logentür. In diesem abgeschlossenen Raum wird Herr de Voltaire ganz allein bleiben, er kann die Vorgänge auf der Bühne verfolgen, wenn er Lust dazu hat, wenn nicht, kann er die Vorhänge seiner Loge einfach zuziehen. Er wärmt seine Hände am kleinen Ofen. Dann beugt er sich vorsichtig über die Brüstung, um in die Königsloge zu schauen. Neben dem leeren Sessel des Königs richtet ein Diener auf einem Tischchen Erfrischungen an, Obst, Gebäck und Wein. Herr de Voltaire nickt befriedigt.

Der König hat ihn hierher eingeladen, er habe etwas Dringendes mit ihm zu besprechen, hat er durch den Diener ausrichten lassen, und wo habe man mehr Ruhe und Muse, als in einer Opernloge?

Herr de Voltaire fühlt viele Augen auf sich gerichtet und bemüht sich, besonders lässig und entspannt auf seinem Sessel zu sitzen.

Mir ist diese Stimmung deshalb so gegenwärtig, weil ich für gewöhnlich Monsieur de Voltaire in die Oper begleitete, der König hatte mich eigens darum gebeten. Manchmal fühlte ich mich wie der Reisemarschall des französischen Schriftstellers, der sich als Gast des Königs oft monatelang in Berlin aufhielt, ich war sein Begleiter und Dolmetscher – ich kenne Monsieur de Voltaire ziemlich gut. Er war so etwas wie ein Alibi für die „Friedensgesinnung“ des Königs, mit ihm sprach Friedrich II. stundenlang über Glück und Wohlergehen der Völker. Zweimal war ich Zeuge davon und fühlte mich ganz übel dabei, denn die Wirklichkeit sah düster und drohend aus, und Friedrich ließ seine Soldaten, immer schneller und immer weiter marschieren. Er tat alles andere, als sein Volk und das anderer Länder glücklich zu machen.

An jenem Abend war ich nicht mit von der Partie, denn ein heftiger Husten verbot mir den Aufenthalt im Opernhaus. Was sich vor und hinter den Kulissen abspielte, habe ich von verschiedenen Seiten erzählen hören.

Der Opernbeginn verzögert sich, weil der König noch nicht eingetroffen ist. Die Sänger und Sängerinnen stehen schon längst in ihren Kostümen auf der Bühne hinter dem Vorhang und frieren. Einen kleinen Ofen gibt es nur in der Garderobe der Primaballerina, der ersten Tänzerin, einer Italienerin mit dem klangvollen Namen Barberina. Auch sie wartet auf ihren Auftritt. Auf Befehl des Königs musste Herr Graun für sie noch einen Extratanz komponieren.

Die Gesellschaft der Damen und Herren von Stand und der wenigen Bürgerlichen, die Erlaubnis zum Besuch der königlichen Oper haben, ist nun vollständig versammelt. Trotz der Kühle werden Fächer geschwungen. Obgleich der Vorhang noch geschlossen ist, blitzen schon die Loggnons vor den Augen. Die Herren vertreiben sich die Zeit mit dem Schnupfen von Tabak, und manche Damen niesen zur Gesellschaft mit.

Es ist schon eine Stunde über die Zeit. Herr Graun winkt dem Kammerdiener Fredersdorff.

»Gehen Sie bitte ins Schloss hinüber und bringen Sie in Erfahrung, wann Seine Majestät zu erscheinen beliebt. Die Sänger werden ungeduldig.«

Fredersdorff setzt sich sofort in Bewegung.

»Wann kommt Seine Majestät in die Oper?« fragt er den diensttuenden Kammerherrn im Schloss.

»In die Oper? Seine Majestät ist nach Potsdam gefahren, um ausländische Diplomaten zu empfangen.«

»Und davon weiß ich nichts?« entfährt es Fredersdorff.

Der Kammerherr blickt ihn mit undurchdringlicher Miene an und schweigt. Fredersdorff kehrt schnell in das Opernhaus zurück und sagt zu Herrn Graun: »Anfangen! Der König kommt nicht!«

»Nicht?« fragt Graun ungläubig zurück. »Obgleich eine Oper gegeben wird, deren Text aus der Feder Seiner Majestät persönlich stammt?«

Herrn Graun steigt Röte ins Gesicht, aber er zwingt sich zur Ruhe und gibt das Zeichen zum Beginn. Alle Köpfe wenden sich nach hinten zur königlichen Loge. Deren Vorhänge sind bereits zugezogen, der König ist nicht gekommen ... Manche der Damen und Herren sind enttäuscht, so dass sie alles Interesse an diesem Abend verlieren. Sie wollten nur den König sehen. Nun hebt sich der Vorhang, und das Spiel beginnt.

Emanuel hört die Musik aus der Ferne. Er schlendert durch die Gänge und Treppentritte, kommt an der Königsloge vorbei und schaut hinein. Ist er überrascht, dass der König nicht gekommen ist? Er weiss es selbst nicht.

Emanuel lässt sich auf einen Schemel in der Ecke nieder. Es ist ihm plötzlich, als sei der König doch anwesend. Aber nicht als Mensch von Fleisch und Blut, sondern wie ein steinernes Denkmal. Sitzt da unbeweglich auf dem Sessel, den Dreispitz auf dem Kopf, den Körper in die knappe, schmucklose Uniform gepresst, nur einen grossen Ordensstern auf der Brust.

Christian steht neben Herrn Nichelmann am Cembalo und schaut bald auf die Noten, bald auf die Bühne. Er fühlt sich, als schwebte er auf weichen weißen Wolken durch einen lichtblauen Äther, obgleich er mit der Musik des Herrn Graun nicht immer einverstanden ist. Aber die Umgebung, die Stimmung, die Atmosphäre!

Doch Herr Nichelmann spielt plötzlich nicht weiter. Seine Finger verkrallen sich in die Tasten, als wollten sie sich daran festklammern, und es kommt zu Missnoten. Und nun sinkt sein Kopf auf das Notenpult am Cembalo. Herr Nichelmann ist ohnmächtig geworden!

Christian zieht den Cembalisten hoch und bettet ihn auf den danebenstehenden Sessel. Setzt sich selbst ans Cembalo, findet in den Noten sofort die richtige Stelle und spielt weiter, als sei nichts geschehen. Aber es geht nicht nur ums Begleiten, sondern auch ums Dirigieren! Christian ist seit Kindesbeinen gewohnt, die vielen untereinander stehenden Notenstimmen eines Orchesterwerkes auf einen Blick zu übersehen und zu lesen. Die dirigierenden Handbewegungen ergeben sich von selbst.

Jetzt Euer Einsatz, Signore!

Ermunternd winkt er dem Sänger auf der Bühne. Nur die in der Nähe sitzenden Musiker haben den Wechsel am Cembalo bemerkt. Sie finden keine Zeit zum Fragen, sondern müssen auf Musik und Bühnenspiel achten. Und wenn ein Bach am Cembalo sitzt, können sie ganz sicher sein!

Lessing hat inzwischen das Opernhaus einige Male umrundet, stolz und niedergeschlagen zugleich. Er hat Herrn de Voltaire die Stirn geboten, obgleich der so hoch über ihm steht, er verzichtet darauf, als Bedienter durchzuschlüpfen! Dann lieber gar nicht!

Lessing geht zu Dannemann in die Schankstube und verlangt einen Schoppen Wein.

»Ärger gehabt, junger Mann?« fragt Vater Dannemann.

Lessing nickt.

»Ich möchte gern in die Oper. Aber man lässt mich nicht ein.«

»Vorne, wie? Versuchen Sie's doch an der rückwärtigen Seite.«

»Als Bedienter, wie?«

Dannemann zuckt die Schultern.

»Ich kenne so manchen, der's geschafft hat! Und Ihnen sitzen doch Herz und Zunge auf dem rechten Fleck!«

»Was ich Ihnen beweisen werde!« sagt Lessing, zahlt seinen Wein und geht. Postiert sich neben dem Bühneneingang. Er riskiert es und schiebt sich hinein, jeden Augenblick erwartend, dass ihn jemand entdecken und hinausweisen werde. Aber nichts dergleichen geschieht. In den Gängen und Kabinetten ist es still. Die Sänger sind auf der Bühne, auch die Opernbedienten schauen wie gebannt auf die bunte Szene. Nur ein Diener, der für das Heizen der Öfen verantwortlich ist, streift durch die hinteren Räume und stößt auf Lessing.

»Hör Er«, sagt Lessing, »wenn Er mir einen Zuschauerplatz verschafft, soll es Sein Schade nicht sein.«

Und er fingert in seinen Hosentaschen nach einem Geldstück.

»Lassen Sie nur«, sagt der Diener, »Sie kommen ja nicht ohne Grund durch den rückwärtigen Eingang. Und Sie scheinen es auch nicht gerade üppig zu haben.«

Er öffnet eine Tür neben der Treppe.

»Nehmen Sie hier Platz!«

Lessing lässt sich auf den Eckschemel nieder, der für die Bedienten bestimmt ist, auf den grossen weichen Theatersessel mag er sich nicht setzen.

Ja, das ist eine Bühne! Wie schmal und kurz waren dagegen die Bretter, auf denen die Schauspieler der Theaterprinzipalin Neuber ihre Tragödien oder Komödien lebendig werden liessen! Wie einfach die Kulissen! Hier ist alles vom Prächtigen und Teuersten, diese fast naturgetreu gemalten Bäume und das Schloss im Hintergrund!

Die Musik schmeichelt Lessings Ohren, lieber wäre es ihm, den Konflikt in der Handlung zu entdecken. Das aber will ihm nicht gelingen. Zwei in Phantasiekostüme gekleidete Männer bewegen sich auf der Bühne, einer von ihnen soll wohl eine Frau darstellen und singt mit unnatürlich hoher Stimme. Sie umtänzeln einander, spreizen die Hände, verschlingen die Beine. Was sie singen, ist schwer zu verstehen. Ist es Italienisch oder Französisch?

Nun kommt ein in Lumpen und Felle gekleideter Hirte auf die Bühne und führt einen grossen Hund an der Leine, das heißt, er zieht und zerzt, denn der Hund ist widerspenstig, er bellt und winselt und will nicht ins helle Licht.

Die Musik spielt weiter, die Sänger lassen sich nicht stören, der Hirte schlägt seinen Hund und singt dazu.

Die Zuschauer folgen diesem Geschehen ohne Bewegung, ein Flüstern und Raunen liegt über allem, denn viele unterhalten sich ganz ungeniert, manche lassen sich sogar heiße Schokolade oder kühle Getränke servieren.

Das habe ich mir anders vorgestellt, denkt Lessing und rutscht auf seinem Schemel hin und her.

Die Ausstattung ist farbig und hübsch, glänzende Stimmen, prächtige Garderobe, und dennoch mittelmässig ... Die Handlung einfallslos und lang gezogen, es lohnt nicht, sie zu erzählen. Aufgeblasene Gefühle, übertrieben in Szene gesetzt ...

Das dürfte wohl nicht in die Berliner Privilegierte Zeitung kommen, für die Lessing arbeitet, sonst liefen aufgebrachte Leser dem Schreiber die Stube ein. Ein Zugereister, ein Dahergelaufener, und will alles besser wissen! Soll er es doch besser machen!

Ganz abgesehen, dass der König keine Kritik an seiner Hofoper dulden würde.

Emanuel kann sich nicht entscheiden, den grossen Zuschauerraum oder eine freie Loge aufzusuchen, um das prächtige bunte Bild, den Tanz und die Musik auf sich wirken zu lassen. Stattdessen steuert er auf einen kleinen Salon zu, in dem sich die vornehme Gesellschaft bisweilen während der Pausen zu Klatsch und Konversation einzufinden pflegt. Nicht jeder hat hier Zutritt; aber ein Lakaienfrack kommt überall durch!

In diesem Salon steht ein Kanapee, und darauf streckt sich Emanuel jetzt einfach aus. Natürlich entledigt er sich zuvor seiner schwarzen Schnallenschuhe. Wenn nun jemand hereinkäme? Das ist Emanuel gleich, er braucht ein paar Augen voll Schlaf. Hoffentlich wird es ihm hier nicht zu kalt. Im grossmächtigen Kamin brennt kein Feuer. Tagsüber hat die Sonne kräftig durch die grossen Fenster gestrahlt. Jetzt fällt das kalte Licht des Vollmondes herein.

Der Salon ist reich ausgestattet. An den Wänden stehen hohe Glasschränke, und darin präsentieren sich kostbare Porzellane, Figuren, Tiere, Teller, Leuchter, Tafelaufsätze, alles aus dem wertvollen neuen Material. Eigenartig sieht das im bleichen Mondlicht aus, plastisch und fassbar und doch unwirklich.

Ich selbst suchte recht ungern diesen Porzellansalon auf, denn die hier ausgestellten zerbrechlichen Kostbarkeiten stammen samt und sonders aus dem Meissener Beutegut. Die Damen und Herren der Hofgesellschaft aber und vor allem die Mitglieder der königlichen Familie konnten sich daran nicht satt sehen. Auch Emanuel, der nichts wusste von der Herkunft dieser Stücke, ging es nicht anders. Er steht sogar noch einmal auf, um die Porzellanfiguren aus der Nähe zu betrachten. Doch heute hat er ganz andere Gefühle beim Betrachten des Porzellans. Ganz vorn stellen sich die Figuren der Commedia dell'arte, der italienischen Komödie, zur Schau. Der Arlecchino sitzt mit übereinander geschlagenen Beinen auf einem Stein und bläst den Dudelsack. Der Pantalone nähert sich mit verschlungenen Schritten der herumflatternden Columbine, und der Dottore schüttelt über so viel Tändelei das perückentragende Haupt.

Jetzt ziehen Wolken am Mond vorbei und zaubern ein groteskes Schattenbild auf die bunte Gruppe.

»Ach, Arlecchino«, sagt Emanuel und erinnert sich an den Komödianten auf dem Charlottenburger Hoffest, »eigentlich würde ich mich heute ganz gern mit dir unterhalten.«

»So?« scheint der Arlecchino in seinen Dudelsack hineinzublase. »Sie, wohlbestallter Hof- und Kammercembalist, heute Abend sehr zu Ihrem Missvergnügen zum Operndienst verpflichtet, wollen sich mit einem aus dem fahrenden Volk unterhalten? Ist Ihnen die vornehme preussische Porzellanwelt über?«

»Ja, Arlecchino, du sagst es! Ich bin doch auch nur eine hübsche Porzellanfigur im Gefolge des Königs. Weiße Perücke, roter Frack, Kniestrümpfe, Schnallenschuhe ... Du hattest schon Recht damals mit deinem: »gibt viele Könige und principe, warum lieben nur einen, warum nur spielen für ihn?« Ach, Arlecchino, was soll ich nur mit mir selbst tun?«

Doch Arlecchino antwortet nicht, sondern bläst weiter auf seinem Dudelsack, als seien es die einzigen Pfeifen, nach denen andere tanzen wollen.

»Kleine, kleine Porzellanwelt!« fährt Emanuel fort. »Sie hält gerade noch die leisen Töne aus, Klavichord oder Flöte. Aber in mir lebt doch auch andere Musik! Ich möchte einmal so richtig in die Tasten schlagen ... Aber dazu bin ich viel zu müde.«

Da nicht zu erwarten ist, dass jemand ihn überrascht, legt Emanuel sich auf das Kanapee und schläft ein.

Doch Emanuel irrt sich. Er wird Besuch bekommen in dieser Porzellanwelt. Selbst der König wird hier erscheinen. Friedrich II. war nicht etwa nach Potsdam gefahren, wie der Kammerherr im Schloss behauptet hatte, sondern wieder einmal in seine heimliche Beobachter- und Lauscherrolle geschlüpft, in der er von Zeit zu Zeit seine Umgebung zu überraschen, zu verblüffen und zu schockieren pflegte. In eine einfache blaue Uniform gekleidet, den schmucklosen Dreispitz tief ins Gesicht gezogen, sitzt er in einer dunklen Loge, findet die Musik temperamentlos, das Spiel auf der Bühne dahingeschludert, das Publikum undiszipliniert und unfähig zu feineren Genüssen. Da müsste das Donnerwetter dreinschlagen!

.Lessing hat gelangweilt inzwischen die Loge verlassen, ist noch ein wenig durch das Haus geschlendert und dabei auch in das Porzellankabinett gelangt.

Das Mondlicht beleuchtet die Figuren. Der junge Mann tritt näher und verschränkt die Arme auf dem Rücken, als wollten seine Hände mit dieser kleinen Welt nichts zu tun haben. Er wendet sich ab und sucht im, dunklen Kabinett nach einem Stuhl. Er findet es nicht weiter verwunderlich, dass jemand auf dem Kanapee liegt und sogar ein bisschen schnarcht; er selbst ist also nicht der einzige, der sich bei dieser Oper zu Tode langweilt. Sich einfach hinlegen und schlafen, das ist auch eine Art von Protest und Kritik.

Nun kommt auf leisen Sohlen ein Theaterdiener mit einem Leuchter herein und entzündet die Kerzen auf den Konsoltischchen zwischen den Fenstern. In den geschliffenen Spiegeln dahinter erscheint ein lustiges Bild: Porzellanfiguren, ein schlafender Musikant und ein junger Zeitungsschreiber, der wohlwollend, spöttisch und belustigt zugleich dreinschaut. Der Theaterdiener geht geräuschlos wieder hinaus, denn er hat Anweisung, sich gerade aus diesem Kabinett zurückzuziehen, denn hier wollen die Herrschaften ganz unter sich sein, und wer weiß, was gerade jetzt wieder im Spiel ist.

Emanuel kehrt langsam aus seinen Träumen zurück. Das Licht hat seine Augen wachgekitzelt. Mit einem Ruck fährt er hoch, schlüpft in die Schuhe, rückt die verrutschte Perücke zurecht und blickt erschrocken auf Lessing.

»Verzeihen Sie«, sagt der, »daß ich hier eingedrungen bin und Sie gestört habe ... Aber Sie kenne ich ja ... Herr Bach, nicht wahr?«

»Na, Sie haben mir gerade noch gefehlt!« Emanuel gähnt und reibt sich die Augen. »Warum sind Sie nicht im Zuschauerraum?« fragt er.

»Und weshalb sind Sie nicht bei den anderen Musikanten? Fühlen Sie sich vielleicht nicht wohl?«

»Dummes Zeug!« brummt Emanuel schlecht gelaunt. »Ich bin heute nur die zweite Besetzung! Aber nun muß ich wohl nach Herrn Nichelmann schauen. Warten Sie, ich komme gleich zurück.«

Auf den Wandelgängen draußen hört man gedämpft Gesang von der Bühne. Emanuel öffnet die Tür zum Spielraum der Musikanten einen Spalt breit, wie ist es mit Herrn Nichelmann? Er wischt sich über die Augen, als könne er ihnen nicht trauen. Herr Nichelmann steht neben dem Cembalo und wendet die Noten um, und in die Tasten greift kein anderer als Christian!

Es schießt Emanuel in die Glieder, ein Gefühl der Angst, Sorge, Freude, aber auch Neid. Noch nicht achtzehn Jahre alt und sitzt am Cembalo der königlichen Oper! Und alles läuft wie am Schnürchen. Christian begleitet die Sprechgesänge, schaut in die Noten, dirigiert und hat die Oper, die er gar nicht kennt, fest in der Hand. Ein Teufelskerl!

Nun sieht Nichelmann zur Tür, erblickt Emanuel und winkt.

»Alles in bester Ordnung, Monsieur Bach!« Wirklich? durchfährt es Emanuel. In welcher Ordnung? Hier bin ich überflüssig, und das ist ein schlimmes Gefühl.

Auch Voltaire hält es nicht länger in seiner Loge aus. Welch ein abgeschmacktes Spiel!

»Monsieur de Voltaire belieben die Oper zu verlassen?« fragt der Theaterdiener auf dem Gang. Voltaire ist geschmeichelt, daß ihn sogar die Bedienten kennen.

»Ja. Lasse Er meine Sänfte vortragen! Und helfe Er mir beim Einsteigen!«

Der Diener tut wie ihm befohlen, dann aber wartet er vergeblich an der Sänfte, denn Monsieur de Voltaire kommt nicht. Ihm ist nämlich inzwischen Lessing über den Weg gelaufen, dem es im

Porzellankabinett zu kalt geworden war und der nun draußen nach Emanuel Ausschau hält. Seine beiden Bücher hält er noch immer in der Hand.

»Sieh da, der Studiosus aus Leipzig! Sie sind aber hartnäckig, daß Sie mir nun doch bis hierher gefolgt sind! Nun, Sie sollen sich nicht umsonst bemüht haben!«

Lessing bittet Monsieur de Voltaire ins Porzellankabinett. Nun wird er also doch noch zu eigenhändigen Zeilen des berühmten Franzosen kommen.

»Mit Verlaub, Monsieur, wie ist Ihre Ansicht über diese Oper?«

»Dummes Zeug! Ich werde Seiner Majestät demnächst nahelegen, sich um anderes zu bemühen. Dies hier ist ja zum Einschlafen! Deshalb scheut er sich davor, selbst herzukommen. Also, wenn er mir einmal wieder über den Weg läuft, wie Sie eben ...«

»Monsieur, Sie führen kritische Reden! Doch sagen Sie mir, wie steht es um die einzelnen Punkte? Um Handlung und Konflikt? Um die einzelnen Charaktere?«

»Schlecht steht es, schlecht. Diese Handlung bewirkt im Zuschauer nichts, alles ist nur auf Schmeichelei eingerichtet. Ein Drama aber muß auch wie ein scharfes Schwert sein, das zuschlägt. Der Zuschauer muß sich herausgefordert fühlen!«

»O ja, Monsieur; Sie bestärken mich in meiner Meinung! Wie gern würde ich Ihnen einmal meine eigenen Stücke zeigen und Ihre Kritik erfahren!«

»Zeigen Sie, junger Mann, zeigen Sie! Mit Kritik bin ich immer sehr freigebig.«

Jetzt kehrt Emanuel ins Porzellankabinett zurück, ihm folgt ein Bedienter, er entfacht ein Feuer im Kamin.

»Das ist ja fast zuviel Ehre für uns«, meint Emanuel, »aber es wird unsere Gespräche beflügeln!«

Erst jetzt erkennt er im Feuerschein Herrn de Voltaire, verbeugt sich und sagt in französischer Sprache: »Meinen aufrichtigen Gruß, Monsieur, und mit Verlaub – sind Sie gewillt, mich in dieser Poetenrunde zu dulden?«

»Das ist ein Musicus aus der königlichen Hofkapelle«, stellt Lessing vor, »auch er wollte über diese Oper sprechen, nun können wir es zu dritt tun!«

»Meinen Sie?« fragt Voltaire spöttisch. »Ein königlicher Kapellbedienter wird wohl keine Kritik an einer Aufführung im königlichen Opernhaus vertragen, geschweige denn selbst äußern.«

»Kritik?« fragt Emanuel, »was verstehen Sie unter Kritik?«

»Für mich ist Kritik wie ein Spaten, der hartes Erdreich umgräbt, damit die Pflanzen besser wachsen«, erwidert Lessing und holt zu längeren Erklärungen aus, doch Voltaire fährt sogleich dazwischen: »Nein, Kritik muß mehr sein, sie muß treffen und vernichten, Altes auslöschen wie Gift, damit es überhaupt erst einmal Platz für Neues gibt.«

»Nun aber Schluß mit dem Geschwätz!« zischt da plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund. Eine Gestalt tritt aus dem Dunkel hervor, ein dunkler Dreispitz, ein blauer Uniformrock, hohe Stiefel – der König! Unbemerkt war er ins Porzellankabinett geschlüpft, erstaunt darüber, daß hier Kerzen brannten, und nun ist er denen auf die Schliche gekommen, die sich hier ein Stelldichein geben.

Emanuel ist erschrocken, unter tiefen Verbeugungen will er sich eiligst rückwärts entfernen.

»Nichts da, hierbleiben!« befiehlt der König. »Jetzt werde ich einmal Kritik üben.«

Und er zieht ein Heft aus dem Ärmel, eine Handschrift, die Voltaire gegen einen Günstling des Königs, den Akademiepräsidenten Maupertius, verfaßt und Friedrich übergeben hat mit der Bitte, sie drucken zu dürfen.

Diese Schrift kenne ich besonders gut, ich mußte nämlich auf Befehl des Königs eine Abschrift von ihr anfertigen und in einem Geheimfach des Archivs verwahren. »Doktor Akakius« heißt sie und ist voll von dem Gift, von dem Voltaire gesprochen hatte, eine vernichtende Kritik an den Ansichten des Monsieur Maupertius, den Voltaire nicht ausstehen konnte, den er herabsetzte und lächerlich machte, wo es ihm nur möglich war. Er hatte ja recht mit seiner scharfen Entgegnung, und das wußte der König auch. Aber dennoch mußte er sich schützend vor seinen Akademiepräsidenten stellen.

Nun öffnet der König das Heft und beginnt einen Abschnitt in französischer Sprache zu lesen. Er scheint dabei die Anwesenheit der anderen vergessen zu haben und will sich vor Lachen über die bissigen Bemerkungen des Herrn de Voltaire fast ausschütten.

Langsam richtet sich Emanuel aus seiner Verbeugung auf; er hat den König noch nie lachen hören. Aber dies ist ganz und gar kein gutes Lachen.

Plötzlich hält Friedrich inne, und sein Gesicht wird eiskalt und starr. Sogar der Kammerdiener Fredersdorff zieht es bei solchem Königsgesicht vor, sich möglichst schnell unsichtbar zu machen. Monsieur de Voltaire, Lessing und Bach aber können nicht einfach verschwinden.

Mit schneidender Stimme sagt der König: »Monsieur de Voltaire; ich verbiete Ihnen hiermit, diese Schmähschrift drucken zu lassen, denn solche Kritik geht denn doch zu weit!«

Und Voltaire? Lessing erwartet Protest, wenigstens Einspruch. Doch, der Philosoph ist auch durch dieses Verbot nicht aus der Fassung zu bringen.

»Votre Serviteur!« murmelt er und verbeugt sich; das bedeutet soviel wie »Gehorsamster Diener!« Und er verblüfft den König und die beiden anderen, als er das Heft mit einer raschen Handbewegung an sich bringt und es dann ins lodernde Feuer des Kamins schleudert. Dann verbeugt er sich wieder tief und verharret in dieser unbequemen Stellung, so daß ihm der König nicht ins Gesicht sehen kann.

»So habe ich es nicht gemeint!« sagt Friedrich hastig. »Sie sind wieder einmal zu voreilig gewesen, Monsieur de Voltaire!« Bach und Lessing trauen ihren Augen nicht, aber der König schiebt den Ärmel seines blauen Uniformrockes hoch und reißt das schon glimmende Papier aus dem Feuer.

»Diese Schmähschrift gehört auf jeden Fall in meine Geheimbibliothek«, zischt er böse, »auch wenn sie sonst keine Verbreitung finden darf!«

Doch Voltaire spielt nicht mit. Wieder entreißt er dem König das Heft und wirft es zum zweitenmal in die Flammen. Und der König zieht es noch einmal heraus und verbrennt sich dabei die Spitzenmanschette seines Uniformrockes. Einen Augenblickslang züngeln die Flammen um den Arm des Königs.

Da liegt nun das umstrittene Bündel qualmend auf dem Parkett, und der König tritt mit seinen Stiefeln darauf herum, um das Glimmen zu ersticken, was ihm auch gelingt. »Wir werden uns das Heft für ein besseres Schauspiel aufheben«, sagt er schließlich und wendet sich zum Gehen.

»Begeben Sie sich nach der Oper auf den Gendarmenmarkt! Alle!«

Krachend läßt er die Tür ins Schloß fallen, daß das Porzellan leise klirrt.

»So, junger Freund, nun will ich mich doch erst einmal in Ihr Stammbuch eintragen«, sagt Voltaire mit so ruhiger Stimme, als sei nichts geschehen. »Man kann ja nicht wissen, was dazwischenkommt.«

»Das ist wahr!« entgegnet Lessing und schlägt sein Stammbuch auf. Tinte und Feder hat er auch bei sich. »Aber immerhin habe ich soeben den Konflikt erlebt, den ich in der Oper vermißte.«

»Sehen Sie, so kommt jeder auf seine Kosten«, murmelt Voltaire.

Diesen Worten kann Emanuel ganz und gar nicht zustimmen. Ist dieser böse heimliche Lauscher der gleiche König, der damals zu ihm in Charlottenburg gesagt hat: »Bach, Er ist mein Mann?« Wie kann sich dieser König so erniedrigen?

Nun kommt ein schwarz vermummter Mann ins Porzellankabinett, bückt sich nach dem Heft des Herrn de Voltaire und nimmt es mit hinaus.

Auf dem Gendarmenmarkt wird ein düsteres Schauspiel vorbereitet. Dunkle Gestalten schichten einen Scheiterhaufen aus harzigem Holz hoch auf. Aus allen Richtungen laufen Neugierige herbei. Aus den Fenstern ringsum schauen große Augen. Auf dem Gendarmenmarkt finden die Hinrichtungen von Verbrechern durch das Schwert statt, die öffentliche Vollstreckung des Todesurteils. Dieser grausige Vorgang lockt immer wieder viele Zuschauer an. Wozu ein Scheiterhaufen? Von Menschenverbrennungen hat man allerdings schon lange nichts mehr gehört, um so höher steigt die Neugierde.

Nun biegt ein gespenstischer Zug um die Ecke. In seinem langen blutroten Gewand erscheint der Berliner Henker. Die Kapuze mit den beiden Augenlöchern hat er schon über den Kopf gezogen. Ein Schwert wird heute nicht vor ihm hergetragen. Die Henkersknechte sind in schwarze Gewänder gehüllt. In ihren Händen halten sie lodernde Fackeln. Sogar Musikanten schreiten im Zug, zwei Trompeter und drei Trommler. Die Trompeten scheinen zu wehklagen, die Trommler schlagen einen abgehackten Rhythmus. Wo aber ist der Verurteilte?

Emanuel glaubt zu träumen und wischt sich ein um das andere Mal über die Augen. Nein, das Bild verschwindet nicht.

»Was soll hier geschehen?« fragt Lessing eine Gruppe von Schaulustigen.

»Ach, Sie haben sich wohl auch zu früh gefreut, genau wie wir«, entgegnet eine große dürre Frau. »Niemand wird hier hingerichtet. Es soll bloß ein Buch verbrannt werden, und dazu ein solcher Aufwand mit Henker und Henkersknechten. Die Zeiten werden immer schlechter.«

»Was für ein Buch?« fragt Lessing weiter.

Auch das hat sich schon herumgesprochen.

»Eine Schrift von Voltaire«, flüstert ein Mann hinter vorgehaltener Hand. »Doktor Akakius heißt sie.«

Schon bringt der Henkersknecht das Heft auf einem hölzernen Tablett und übergibt es seinem Meister, dem obersten Berliner Henker. Der versteht es, Leben auf die verschiedensten Arten zu beenden, mit dem Schwert, durch Erhängen und Ertränken. Niemand aber nimmt wahr, wie beleidigt er heute ist. Bücher verbrennen – eine Verhöhnung seines Standes!

Angewidert nimmt der Henker das Tablett in Empfang, hält das dünne angekohlte Heft hoch, wie er sonst einen abgeschlagenen Kopf zeigt, und wirft es in hohem Bogen auf den Scheiterhaufen, der inzwischen in Brand gesteckt worden ist. Die Flammen schlagen über dem Papierbündelchen nicht höher. Unter Trommelwirbel und schrillen Trompetenstößen verläßt der Henker mit seinen Knechten den Platz.

»Was ist Ihnen, Herr Bach, Sie sind ja ganz weiß, ich sehe es im Feuerschein!« sagt Lessing.

»Ich glaube, auch in mir ist etwas verbrannt«, murmelt Emanuel.

Lessing sieht ihn fragend an.

»Ein Bild«, fährt Emanuel fort, »ein strahlendes jugendliches Bild eines Königs, der anders sein wollte als sein Vater, der auch die Künste zum Siege führen wollte. Welch ein Bild bietet der König jetzt!«

»Aber was hatten Sie denn erwartet, Herr Bach? Das Bild kann doch nicht anders sein.«

Langsam sinken die Flammen in sich zusammen. Die Zuschauer haben sich enttäuscht entfernt. Lessing ist an den Scheiterhaufen herantreten und stellt erstaunt fest, dass das Anstoß erregende Papierbündelchen noch immer nicht verbrannt ist. Das hole ich mir, beschließt er. Er sucht und findet einen Stock, mit dem er das Heft aus der verglimmenden Glut angelt.

»Sie stehen da so verloren herum, Herr Bach. Möchten Sie mich zu meinen Freunden begleiten?«

Emanuel nickt. Überallhin würde er jetzt gehen, nur nicht in eine höfische Gesellschaft. Nur keine Vergnügungsmusik für Herren in Samt und Seide machen! Nur nicht wieder als musikalische Verzierung am Rande stehen! Nur das Zerrbild dieses Königs vergessen!

»So kommen Sie«, sagt Lessing. Emanuel traut seinen Augen nicht, als er bemerkt, dass Lessing die Schritte ins Berliner Judenviertel lenkt. Dort wohnen die immer noch verachteten jüdischen Bürger, die von vielen bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen sind, die nicht einmal Soldat werden dürfen und allein von der Gnade des Königs leben.

»Hier haben Sie Freunde, Herr Lessing?«

»Ja. Sie werden schon sehen.«

Nun stehen sie vor dem Haus des reichen Seidenfabrikanten Bernhardt. Lessing zählt dessen Sekretär und Hauslehrer Moses Mendelssohn zu seinen engsten Freunden. Als sie sich kennen lernten, verstanden die beiden jungen Männer sich nach wenigen Sätzen. Der Hauslehrer Mendelssohn ist klein und ein bisschen verwachsen. Damals kannten ihn nur wenige, und noch

weniger wussten von seinen grossen geistigen Fähigkeiten und seinen menschlichen Eigenschaften. Heute spricht alle Welt von ihm.

»Kommen Sie nur, Herr Bach!« lädt Lessing ein und lässt den schweren Klopfer an die Haustür fallen. »Es gibt in Berlin auch noch anderes zu entdecken als diese königliche Oper mit all ihrem hohlen Geklingel.«

»Jetzt, mitten in der Nacht?«

»Warum nicht? Sehen Sie nur, dort oben hinter dem kleinen Fensterchen brennt noch Licht. Dort sitzt Herr Mendelssohn hinter seinen Büchern. Ein kluger Mann, Sie werden sehen.«

Nun aber muss der Hauslehrer erst einmal aufstehen, um nachzuschauen, wer da so spät noch ins Haus möchte. Ah, der Lessing! Für den ist diese späte Stunde nichts Ungewöhnliches. Mendelssohn bittet die beiden Besucher in sein Zimmerchen. Auf dem breiten Tisch liegen Berge von Büchern. Emanuel kann nicht sehen, was Mendelssohn da liest, woran er arbeitet, denn es sind Bücher in lateinischer und hebräischer Sprache.

»Herzlich willkommen!« sagt er und reicht Emanuel die Hand. »Nun, Lessing, wen haben Sie mir da ins Haus gebracht? Ein Herr vom Hofe, wie ich sehe.«

Emanuel nennt seinen Namen, den Hofitel lässt er weg. Er muss sich neben Lessing auf Mendelssohns Bett setzen, denn der junge Hauslehrer besitzt nur einen einzigen Stuhl, und auf dem sitzt er selbst.

Ohne weitere Einleitung, als wären die beiden Besucher eigens gekommen, um zu erfahren, was ihn heute Abend beschäftige, ohne irgendwelche Höflichkeitsfloskeln beginnt Mendelssohn sogleich zu reden.

»Ich habe gerade darüber nachgedacht«, sagt er, »dass es Kritik geben muss, um klärend und aufklärend wirken zu können, nicht, um jemanden zu verärgern oder schlecht zu machen. Klärung ist notwendig, und damit ist auch ihre Voraussetzung, die Kritik, notwendig.«

Für Emanuel klingen diese Worte wie eine fremde Sprache. Und darüber denkt ein junger Jude mitten in der Nacht nach und freut sich, dass er solche Gedanken vor anderen äußern darf?

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, entgegnet Lessing. »Ich habe den Text zu einer Opernkritik im Kopf, und vielleicht gelingt es mir, ihn irgendwann und irgendwo drucken zu lassen. Es muss auch Aufklärung geben über einen veralteten Opernstil und wie das neue, bessere Musiktheater sein müsste. Was ich da heute Abend gesehen habe ... Schade um das viele Geld für ein solch billiges Stück!«

Emanuel spitzt die Ohren noch mehr. Kritik an der königlichen Oper? Darf es das überhaupt geben?

»Aber Herr Lessing, was muten Sie mir da zu?«

»Klarheit wollen wir gewinnen, Herr Bach, Klarheit darüber, was Kunst zu leisten hat. Welche Kunst macht die Menschen besser? Glücklicher ..., zufriedener. Ja, sie muss die Menschen menschlicher machen, menschlicher werden lassen!«

»Wie?« fragt Emanuel aufgeregt.

»Anders als diese Oper, die noch in unseren Köpfen spukt. Sie ist doch nur Verzierung, auf den Geschmack und die Wünsche eines Einzigen zugeschnitten. Ich brauche wohl seinen Namen nicht zu nennen. Dieser Einzige von Adel bestimmt, was gut und was schlecht ist. Und dagegen richtet sich meine Kritik, denn alle anderen gehen leer aus, es sei denn, sie unterwerfen sich bedingungslos dem Willen des Einzelnen.«

Nun mischt sich auch Mendelssohn ein.

»Wir brauchen eine andere Kunst. Wir brauchen das bürgerliche Schauspiel, geboren aus unserer Vorstellung von der Welt, die eine gerechtere Welt sein muss. Schreiben Sie uns ein solches Schauspiel, Herr Lessing!«

Lessing lacht.

»Warum nicht? Ich habe mich schon mit Erfolg daran versucht. Aber zuerst muss Kritik sein. Und sie kann nicht scharf und genau genug vorgetragen werden. Es liegt zu viel höfische Dekoration in der Luft. Das gilt auch für Sie. Herr Bach! Schreiben Sie nicht nur für die königliche Flöte! Denken Sie auch an die vielen anderen, die gern Musik hören.«

»Ich weiß«, sagt Emanuel leise, »ich weiss! Aber wie ...? Wie soll ich andere Ohren für meine Musik finden? Ich brauche Zeit und...«

»Und«, fährt Lessing fort, »Sie brauchen Klarheit! Und Sie können jetzt keinen besseren Freund und Gönner finden als die Kritik. Sonst könnte es eines Tages dazu kommen, dass sich Ihre Sonaten anhören wie diese Oper da ... «

»Nun weiss ich erst, wer Sie sind«, ruft Moses Mendelssohn aus. »Welch eine Überraschung! Herr Bach! Ich werde Sie – mit Ihrer Erlaubnis natürlich – bei meinem Prinzipal einführen. Herr Bernhardt wird sich übergücklich schätzen, wenn Sie ihm und seiner Familie etwas vorspielen. Es wäre das grösste Geschenk für uns alle, denn wir lieben die Musik und gerade Ihre Musik! Leider ist sie in unseren Kreisen nur selten zu hören. Welch eine Überraschung!«

»Aber ich habe wenig Zeit«, wendet Emanuel ein, »in den nächsten Tagen werde ich kaum zum Atemholen kommen.«

»Jetzt sollen, Sie spielen, jetzt gleich.«

»Aber das Haus liegt doch in tiefstem Schlaf!«

»Wenn schon ein Bach da ist, werden wir alle wecken. Sie sollen sehen, in einem Viertelstündchen kann Ihr Konzert beginnen.«

Moses Mendelssohn verlässt den Raum, geht durch das stille dunkle Haus und weckt seinen Prinzipal. Von den Kirchtürmen der Umgebung schlägt es Mitternacht. Niemand murrte, dass er aufstehen und sich ankleiden muss, um dem Spiel des Herrn Bach zu lauschen.

Und tatsächlich, alle Hausbewohner versammeln sich im grössten Raum des Hauses, einem kleinen Saal, in dem ein neuer Hammerflügel steht. Als die Lichter angezündet sind, wird Emanuel hereingebeten. Man vergisst, dass diese mitternächtliche Stunde für ein Konzert doch recht ungewöhnlich ist. Erwartungsvoll sieht man auf ihn.

Emanuel weiss nicht, wie ihm geschieht, er schlägt den Deckel des Instrumentes auf und beginnt, rasch ausgedachte Melodien zu spielen und miteinander zu verschlingen.

Andächtig und aufmerksam hört man ihm zu.

Emanuel meint, er musiziere im Hofkreis, und doch ist es ganz anders. Nicht der König sitzt auf seinem bequemen vergoldeten Armsessel im Mittelpunkt, nicht die königlichen Gäste sind die Hauptpersonen, für die allein dieser Ohrenschauspiel bestimmt ist, sondern diese Menschen, die Emanuel bis vor einer Stunde nicht gekannt hat, sind die dankbaren Hörer. Zwischen ihnen entsteht Freundschaft, tiefes Verständnis, Gemeinsamkeit, Wohlwollen.

Emanuel spielt und spielt und wird nicht müde, immer neue Melodien, Läufe und Akkorde aus sich herauszuholen und vorzutragen und anzubieten. Er spürt, dass die Wünsche, die er damals in Rheinsberg an den König herantrug, mit dem Bild des Fürsten verbunden waren, hier gewinnen sie deutliche Gestalt und finden ihre Erfüllung. Dies ist ein musikalisches Zwiegespräch über Empfindsamkeit und Freundschaft. Dies ist ein neues Publikum.

»Nun wird alles besser für ihn«, denkt Lessing.

Der Morgen graut schon, als Emanuel endlich sein Haus betritt. Seine Frau hat die ganze Nacht nicht schlafen können, weil sie sich Sorgen machte. Was kann ihrem Mann nur zugestossen sein? Sonst ist er doch immer sogleich nach Hause gekommen. Christian liegt schon längst in seinem Bett und träumt von den Herrlichkeiten der königlichen Oper.

Endlich! Die Haustür fällt ins Schloss, und Johanna Bach eilt die Treppe hinunter.

»Emanuel, wo warst du?«

Ihr Mann wirkt müde und glücklich. Er winkt ab, er möchte jetzt nicht sprechen, nichts erklären. Noch in der Diele reißt er sich den roten Frack vom Leibe und wirft ihn lachend in eine Ecke.

»Aber Emanuel! Der gute neue Frack!«

»Nein, Johanna! Ich werde ihn niemals, aber auch niemals wieder anziehen!«

Und Emanuel setzt es tatsächlich durch, dass er in seiner gewöhnlichen Kleidung den Dienst bei Hof versehen darf.

Gar zu gern möchte ich auch Herrn Moses Mendelssohn in meine Geschichte einbeziehen, aber ich fürchte, sie würde dann zu ausführlich werden. Ich müsste sie dann in viele Richtungen hin

erweitern, und man wüsste vielleicht schliesslich nicht mehr, welche Lebenswege die wichtigsten sind.

So muss ich mich wohl oder übel von Herrn Moses Mendelssohn verabschieden, obgleich er mich ausserordentlich interessiert. Ich möchte aber noch hinzufügen, dass er einer der klügsten Köpfe ist, die es in Preußen gibt, und dass er mich mit diesem Preußen immer wieder versöhnt und verbindet, wenn mir Überdross und Enttäuschung arg zusetzen. ja, es gibt auch ein anderes Preußen, und Moses Mendelssohn ist einer seiner erfreulichsten Mittelpunkte, ein Philosoph, ein Menschenfreund.

## **Rondeau – Verschlungene Wege**

Der Fortgang meiner Geschichte ist verworren und kraus. Es beginnt damit, dass sich Prinz Heinrich von Preussen, der Bruder des Königs, im Zuge des Krieges zwischen Österreich und Preussen in der Nähe von Dresden aufhielt und mit seiner Begleitung auf dem Landsitz des Freiherrn Johann Nepomuk von Nostitz Quartier nahm. Seine Soldaten schlugen auf dem Dorfanger ein Lager auf und trieben erst einmal alle Ferkel aus den Bauernställen zusammen, um sie am Spieß zu braten und mit grösstem Genuss zu verzehren. Danach veranstalteten sie ein Hühnerschlachten und füllten ihre Proviantwagen mit den geräucherten Würsten aus den Vorratskammern der Bauern auf. Die schrien über dieses Unrecht, aber niemand hörte sie an.

Nostitz hingegen kam diese königlich preussische Einquartierung wie gerufen, denn er langweilte sich im ereignislosen sächsischen Landleben fast zu Tode. Für Wien war er zu alt, und in Dresden wollte niemand etwas mit ihm zu tun haben, und zwar aus ängstlicher Vorsicht. Er stand ja noch immer in dem Ruf, Klatsch- und Skandalgeschichten auszuspionieren und zu verbreiten. Für den Prinzen Heinrich aber, den Bruder und Heerführer des Königs, war Nostitz ein unbeschriebenes Blatt, und das hatte der sächsische Freiherr schnell heraus und suchte Kapital daraus zu schlagen. Und so kümmerte er sich nicht um das Unrecht an seinen Bauern.

Prinz Heinrich war ein seltsamer Mensch, weltfremd, versponnen und doch ein guter Soldat und geschickter Feldherr, aber sonst ... Seine Absonderlichkeiten waren in aller Munde. Er hielt sich am liebsten auf Friedhöfen auf, ging lieber zu Beerdigungen als auf Gesellschaften und hatte eine besondere Vorliebe für vertrocknete Blumen, welches Laub und Ruinen. Von Frauen hielt er überhaupt nichts. Der alte hagere Nostitz gefiel ihm. Die Klatsch- und Skandalgeschichten, mit denen der Freiherr zögernd und tastend herausrückte, fanden sein Wohlgefallen. Auch alle anderen Damen und Herren von Stande hatten also ihre Schattenseiten und Absonderlichkeiten, nicht nur er. Niemand sollte sich das Maul zerreißen über ihn, sie hatten alle selbst genug Dreck am Stecken.

Der Freiherr von Nostitz sah seinen Weizen erneut blühen. Nur heraus aus dem toten Winkel! Warum nicht ein zweites Mal nach Rheinsberg?

Das Schloss war aus dem Besitz des Königs in den des Prinzen Heinrich übergegangen, denn der war ja nun Thronfolger; König Friedrich hatte keine Kinder. Und Prinz Heinrich träumte auch seine Rheinsberger Wunschbilder, wollte eine besondere Hofgesellschaft, origineller und absonderlicher noch als die seines Bruders vor fast zwanzig Jahren. Warum nicht auch einen Nostitz? Wenn er nur abwegige und pikante Geschichten zu erzählen wusste! Und daran mangelte es Nostitz nicht ... So hielt er wirklich zum zweiten Mal Einzug in Rheinsberg.

Prinz Heinrich hielt sich damals allerdings nur selten in seinem Schösschen auf, meist war er auf Reisen oder im Feldlager bei den Truppen. Die Rheinsberger hatten Angst, wenn er kam, denn er war unberechenbar. Er machte alles anders als andere, ritt auf einem grossen Ziegenbock durch den Park, schlief am Tage, arbeitete in der Nacht, liess die Bildnisse der königlichen Familie mit den Köpfen nach unten aufhängen und die Nostitzschen Skandalgeschichten von einem Sängervortragener vortragen. Übrigens stellte ich ihn einmal deswegen zur Rede, denn ich konnte mir das leisten. Er war nicht einmal böse darüber.

»Ach, Monsieur de La Chevalerie, wenn Sie wüssten, wie mir zumute ist ...«, entgegnete er. »Warum darf ich nicht zu einer anderen Zeit in einem anderen Land leben? In dieser verrückten Umgebung hier kann man doch nur als Verrückter auftreten. Oder etwa nicht?«  
Ich schwieg.

Nach längerer Zeit begegnet Emanuel noch einmal dem König, und zwar anlässlich eines Konzertes, das zu Ehren des Geburtstages der Prinzessin Amalia von Preussen in deren Palais veranstaltet wird. Emanuel ist aufgeregt, denn er soll nun endlich seine Preussischen Sonaten vortragen, die er vor vielen Jahren geschrieben und schliesslich der Prinzessin Amalia gewidmet hat.

Ich muss hier noch erwähnen, dass die Prinzessin in Berlin ausschliesslich ihren musischen Interessen lebte. In ihrem kleinen Palais gingen die Künstler ein und aus. Von den Einkünften, die ihr der König genehmigte, bezahlte sie einige Kapellbediente und war somit nie ohne Musikanten.

Emanuel trägt seine Sonaten mit einfühlsamer Konzentration und Empfindung vor. Zuerst wird in den Reihen der Zuhörer noch gesprochen, wie es bei solchen musikalischen Darbietungen nun einmal üblich ist, allmählich aber verstummen die Reden.

Prinzessin Amalia, die kleine rundliche Hausherrin, spendet als erste Beifall. Natürlich folgen alle ihrem Beispiel, auch diejenigen, die die Besonderheiten und Feinheiten dieser Musik nicht zu schätzen wissen. Emanuel verbeugt sich stolz und befriedigt.

Danach spielt man Musik der Prinzessin Amalia, ordentliche, gediegene Berliner Musik, ein wenig trocken und nüchtern, aber sie kann sich durchaus hören lassen.

Emanuel's Blick schweift dabei immer wieder über das Cembalo hinweg und trifft auf den König den er sehr verändert findet. Er erschrickt über die eingefallenen Augen, die fahle Hautfarbe, die überspitze Nase. Seine Kleidung ist ungepflegt, ja schmutzig, das Gesicht verrät nicht die kleinste Regung. Wahrscheinlich passt es ihm nicht, dass sein Hof- und Kammercembalist mit den Kapellbedienten seiner Schwester musiziert.

Neben dem König sitzt Prinz Heinrich. Er trägt seine Generalsuniform wie üblich, hat sich aber statt des Dreispitzes einen weissseidenen Turban mit einer langen Reiherfeder aufgesetzt. Eine solche Kopfbedeckung hat man noch nie bei einem königlichen Prinzen gesehen, aber nicht einmal der König wagt Kritik.

Es kommt selten vor, dass sich die Brüder auf einer Gesellschaft begegnen, denn sie sind nicht gut aufeinander zu sprechen und meiden sich, wo sie können. Nur ein Thema gibt es, über das sie offen und aufmerksam miteinander reden: Kriegspläne, Militärangelegenheiten, Feldzüge. Davon aber ist heute nichts zu hören, und so haben sie den ganzen Abend noch kein Wort miteinander gesprochen.

Nach dem letzten Stück spendet der König zwar auch keinen Beifall, aber er lässt Emanuel zu sich rufen.

»Sage Er, Bach, gibt es in den Brandenburgischen Konzerten Seines Vaters ein virtuosos Flötensolo?«

Auch bei diesen Worten bleibt sein Gesicht starr. Emanuel ist überrascht und entgegnet:

»Ja, Euer Majestät, es gibt solche Solopartien, aber die sind nicht virtuos, denn es handelt sich um Blockflöten.«

»Pah«, macht der König. »Er erwartet doch wohl nicht, dass ich mich mit der Blockflöte befasse! Wenn es weiter nichts auf sich hat mit den Brandenburgischen Konzerten ...«

Der König verlässt den Raum und lässt Emanuel ziemlich verwirrt zurück. Er fasst sich jedoch gleich wieder, denn er erwartet vom König nichts mehr. Warum sollte er auch, hat er doch inzwischen ein anderes Publikum erobert, die Musikfreunde in den Bürgerhäusern. Dass aber Seine Majestät überhaupt noch an die Brandenburgischen Konzerte gedacht hat! Aber warum gleich so aufgebracht?

Diese Frage stellen sich auch die anderen, denn selbstverständlich ist es sofort im ganzen Schloss herum, was der König da soeben zu Bach gesagt hat. Warum nur? Er hat doch sonst immer bewiesen, dass er die Musik des alten Bach schätzt. Heute hat er wieder einmal schlechte Laune. Prinz Heinrich winkt Emanuel zu sich, ja, er bietet ihm sogar einen Platz an, was dieser Hofgesellschaft fast als Skandal erscheinen muss, denn das ist ja ganz und gar ungewöhnlich und verstößt gegen die höfische Ordnung. Emanuel wagt denn auch gar nicht, sich hinzusetzen. Auch er hat unheimliche Geschichten über den Prinzen Heinrich gehört. Doch jetzt lächelt der Prinz freundlich und verständnisvoll.

»Mir sollen Blockflöten nicht zu gering sein«, beginnt er ohne Umschweife. »Schon um der Querflöte eins auszuwischen. Höre Er, Bach ich lade Ihn und Seine Kollegen Kapellbedienten gelegentlich nach Rheinsberg ein. Weshalb soll ich dort nicht auch einmal ein Konzert veranstalten? Mein Bruder wird seine Herren Musiker nicht vermissen, der ist dann schon wieder unterwegs nach Schlesien oder Ostpreussen... Was sollen ihm da noch Brandenburgische Konzerte? Und gerade die möchte ich in Rheinsberg hören. Was sagt Er dazu, Bach?«

Emanuel ist sogleich Feuer und Flamme.

»Euer Königliche Hoheit sind zu gütig ... Ich habe keinen größeren Wunsch, als Rheinsberg wieder zu sehen.«

»Er hört von mir, Bach!«

Das ist das Zeichen, dass die Unterredung beendet und der Plan perfekt ist.

Donnerwetter, denkt Emanuel, Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich ist doch ganz anders, als unsereiner ihn sich vorstellt ...

Mit der Kunst meint er es vielleicht doch ernst!

Und noch einmal nach Rheinsberg, an den Ort, von dem Emanuel immer wie von einem verlorenen Paradies geträumt hat! Sein Herz schlägt höher bei dieser Aussicht. Endlich wird er seiner Frau zeigen können, wo er früher Musik gemacht hat.

Emanuel hält sich nicht mehr lange im Palais der Prinzessin Amalia auf, denn es stört ihn, dass jeder über jeden tuschelt und klatscht. Auch er fühlt sich von missgünstigen Blicken betrachtet, weil er keine Lakaienuniform trägt. In den Schlössern gehört man entweder zur Hofgesellschaft oder ist Bedienter. Andere Leute finden nur selten Zutritt, und man kann sie nicht so recht einordnen.

Die oberste Hofdame der Prinzessin Amalia weiß nicht, ob sie Emanuel an die Tafel bitten soll oder nicht. Sie ist unsicher, wie sie ihn ansprechen soll; welchen Titel hat der Herr Bach?

Emanuel will ihr helfen und meint: »Sagen Sie ruhig Herr Bach zu mir. Ganz einfach Herr Bach ...«

»Aber das ist unmöglich«, entrüstet sich die Hofdame. »Es wäre ganz und gar ungewöhnlich ... Was sind Sie denn nun eigentlich?«

»Ich bin ein Bürger, Madame, ein Künstler. Hof- und Kammercembalist Seiner Majestät des Königs. Das ist Ihnen doch bekannt ...«

»Ja, ich weiss nicht«, sagt die Hofdame und ist erleichtert, als sich Emanuel zum Aufbruch rüstet.

Johanna Bach staunt, dass ihr Mann schon so früh nach Hause kommt, doch es ist ihr lieb, denn es ist ein Brief für Emanuel gekommen, aus Leipzig. Und sie ist ein bisschen neugierig, was wohl darin steht.

Emanuel bricht vorsichtig das Siegel, um ja das Briefpapier nicht zu zerreißen. Das Schreiben kommt von einem Leipziger Freund. Emanuel überfliegt die Zeilen.

»In Zittau ist das Amt des Kantors und Organisten frei geworden«, sagt er gleichmütig. Es klingt fast enttäuscht.

»An der Johanneskirche. Ich soll mich bewerben, schreibt der Georg. Wenn man mich auch nicht als Vaters Nachfolger in Leipzig angenommen hat, so soll ich es dennoch einmal in Zittau versuchen. Ach, du lieber Georg! Was ist Zittau ... Eine kleine Stadt, schon halb in Böhmen. Das wäre kein Aufstieg für einen königlichen Hof- und Kammercembalisten!«

»Recht hast du, Emanuel! Was ist Zittau, und was ist Berlin? Dein Georg hat keine Ahnung. Nein, du hast hier doch auch ein gutes Auskommen, denke doch nur an deine vielen Klavierschüler! Du bist der beste Klavierlehrer in Berlin. Ob es in Zittau überhaupt Klaviere gibt?«

»Sicher gibt es die. Aber sei unbesorgt, wir gehen nicht nach Zittau. Doch ein wenig verreisen werden wir schon. Der Prinz hat mich nach Rheinsberg eingeladen, ich soll die Brandenburgischen Konzerte spielen. Du könntest mitkommen.«

Hanna freut sich sehr. Endlich eine Abwechslung im Alltag ... Und dann noch Rheinsberg, von dem Emanuel ihr schon so viel erzählt hat. Natürlich will sie mitfahren. Schon am nächsten Morgen kommt ein Bote des Prinzen Heinrich ins Bachhaus: Der Herr Hof- und Kammercembalist möge sich schon am nächsten Sonntag in Rheinsberg zu besagtem Konzert einfinden!

»So schnell?« fragt Emanuel erstaunt. Er sitzt am Cembalo und komponiert.

Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preussen kann es gar nicht abwarten, mit dem Kapellbedienten seines Bruders ein Konzert in Rheinsberg zu veranstalten. Er hat seinen Kammerdiener schon herumgeschickt, um die Herren Musiker einzuladen. Aber siehe da – sie wollen nicht, haben Ausreden, machen geltend, nur der König habe ihnen zu befehlen. Lediglich zwei von den jüngeren Kapellbedienten, die Rheinsberg noch nicht kennen, sagen aus Neugierde zu.

Prinz Heinrich ist zwar enttäuscht, lässt es sich aber nicht anmerken. Sogar die Kapellbedienten haben etwas gegen ihn, sollen sie! Schließlich verfügt er ja über eigene, wenn es mit ihnen auch nicht weit her ist ... Hauptsache, der Bach kommt, denkt der Prinz, während er sich endlich schlafen legt.

Es ist schon heller Vormittag. Die Berliner Strassen sind laut und belebt wie immer um diese Tageszeit. Frachtwagen rumpeln über das holprige Pflaster. In den Verkaufsbuden werden hundert Kleinigkeiten angeboten, bunte Bänder, bemalte Dosen, Holzpantoffeln, Brezeln, heisse und kalte Getränke, Handstöcke.

Emanuel ist wieder einmal unterwegs zu Gemshorn. Seit vielen Jahren nun druckt der seine Werke. Er kennt ihn gut, und so fällt Emanuel seit einiger Zeit auf, dass Gemshorn nicht mehr mit dem gleichen Eifer wie am Anfang ihrer Bekanntschaft sein Handwerk versieht. Obwohl er nach wie vor Erfolg hat, seine Noten gut verkauft und ein geachteter Mann in Berlin ist.

Oft wirkt Gemshorn jetzt zerstreut, es kommt vor, dass Fehler in den Drucken sind, etwas, das es bis dahin nie gegeben hatte. Irgendwas stimmte nicht mit Gemshorn! Kürzlich kam Emanuel hinzu, als er die bunte Arlecchino-Verkleidung trug. Das war sehr merkwürdig. Emanuel hatte sich nicht getraut zu fragen, was das solle. Wusste er etwa, dass der Notenstecher nicht reden wollte über seinen Charlottenburger Auftritt damals, als Bach königlicher Hofcembalist wurde? Vielleicht aber brauchte Gemshorn nur mal eine kleine Abwechslung. Vielleicht müsste auch er einmal heraus aus seinem Berliner Alltag. Emanuel wird ihn fragen.

Bach bringt heute keine Noten wie gewöhnlich. Heute trägt er etwas Besonderes unter dem Arm. Es sind Aufzeichnungen, an denen er schon lange arbeitete.. Sie enthalten seine Erfahrungen als Lehrer. »Versuch über die wahre Art Klavier zu spielen«, will er das Buch nennen.

Auf dem Schlossplatz exerzieren wie immer Soldaten, hier hört man von morgens bis abends scharfe Kommandos: Rechts, links, auf, nieder!

Gemshorn wirkt auch heute wieder brummig und gelangweilt. Und da fragt Bach, was er sich auf dem Weg hierher überlegt hat: »Wollen Sie mit nach Rheinsberg kommen, Herr Gemshorn? Für Sie und Ihre Frau ist noch Platz in unserer Kutsche.«

Gemshorns Gesicht hellt sich sofort auf. Das wäre schon gut, herauszukommen aus der Stadt, aus seinem Haus, aus seiner Werkstatt. Obwohl das nur eine Unterbrechung der Alltäglichkeit wäre.

Pünktlich finden sie sich auf dem Posthof ein, Emanuel und Gemshorn mit ihren Frauen.

Der Fuhrmann knallt mit der Peitsche, und der Wagen fährt ab. Da sie wegen eines heftigen Schneegestöbers einen längeren Aufenthalt in Oranienburg einlegen müssen, sind sie zwei Tage unterwegs. Der Schnee ist bald geschmolzen. Als dann die Sonne wieder durchbricht, sieht die Landschaft trotz der aufgeweichten Wege und des nassen Bodens schön und friedlich aus. Über den Weiden liegt ein grüner Schimmer. Bäche und Seen sind eisfrei. Die Vögel singen um die Wette.

Gemshorn sitzt schweigend und in sich gekehrt. Er denkt an den Weg nach Rheinsberg, wie er ihn vor fast einem halben Menschenalter zurückgelegt hatte. Der Mensch ist ein seltsames Wesen, denkt er. Wenn er alles erreicht hat, was er wollte, kann es vorkommen, dass er sich nicht mehr darüber freut ... Aber wahrscheinlich geht es nur solchen Menschen so, denen die Sesshaftigkeit nicht auf den Leib geschrieben ist. Bin ich ein Arlecchino geblieben? fragt er sich und denkt mit Wehmut an die Wanderjahre mit der Schauspielertruppe, damals, als er ein junger Bursche war ... Weiter kommt Gemshorn nicht mit seinen Gedanken, denn seine Frau macht ihn aufmerksam auf irgendetwas, das draußen an ihnen vorbeigleitet.

Ich glaube, zu diesem Zeitpunkt ist Gemshorn nur ein halber Arlecchino. Noch weiss er nicht, wohin er gehört. Wäre er ein Buch – auch ich hätte nicht gewusst, wohin in des Königs Bibliothek ich es hätte stellen sollen. Aber vielleicht passte er überhaupt nicht in des Königs Bibliothek, ebenso wenig wie der Bach ...

Rheinsberg indes wird die Geschicke Gemshorns wieder verändern. Doch warten wir ab.

Auch Emanuel hat wenig Augen für die Landschaft und muss sich immer wieder von seiner Frau darauf hinweisen lassen, wie schön es draussen aussieht. Er kann es nicht erwarten, endlich in Rheinsberg einzufahren. Das Städtchen ist für ihn ein Ort, an dem er stets Anerkennung erfahren hat, ein Stück Heimat. Aber wird er nun in Rheinsberg vom Regen in die Traufe kommen, wie man so sagt? Wieder ein Hofkonzert! Und im Mittelpunkt steht wieder ein flötenspielendes Mitglied der königlichen Familie! Wird Emanuel das Gähnen vermeiden können? Allerdings werden keine langweiligen, Melodien gespielt, sondern die Brandenburgischen Konzerte ...

Die Postkutsche rollt in Rheinsberg ein. Gegenüber den früheren Zeiten ist das Städtchen ruhig, ja, es wirkt verschlafen. Der Wirt, bei dem Gemshorn damals eingekehrt war, ist weggezogen, es hat sich für ihn nicht mehr gelohnt. Dass eine Extrapost fährt, ist etwas Besonderes für die Rheinsberger. Fenster werden geöffnet, und auf dem Marktplatz laufen nicht nur die Kinder zusammen, um zu sehen, wer aussteigt.

Als Emanuel das Schloss aufsucht, ist auch er enttäuscht. Es kommt ihm so vor, als sähe es nicht mehr aus wie früher, als sei es zusammengeschrumpft wie ein Apfel in der Bratröhre. Mit welcher Ehrfurcht und Bewunderung hatte er damals zu den Türmen aufgeblickt!

Der Hofmeister des Prinzen Heinrich wird gerufen, ein kleiner dicker Mann, auf dessen kugelrundem Kopf die Perücke zu eng ist und nach oben rutscht. Er mustert Emanuel geringschätzig und sagt: »Soso, Er ist der Bach. Ich habe einen Auftrag für Ihn. Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich ist jetzt nicht zu sprechen, aber er gibt Ihm Befehl, sich Kapellbediente und andere Musikanten zusammenzusuchen, denen Er Seine Musik einblasen kann. Aber nicht laut, denn Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich schläft.«

»Wie beliebt?« fragt Emanuel entrüstet und so spitz, wie man es sonst nicht gewohnt ist bei ihm, doch der Hofmeister hört ihn nicht, denn er hat ihm schon die breite Rückseite zugekehrt und entfernt sich gemessenen Schrittes, seinen kleinen Auftrag genießend.

War das nun die erste Begrüssung in Rheinsberg nach so vielen Jahren? Und wie steht es mit einem Imbiss? Mit Nachtquartier?

Es bleibt Emanuel nichts anderes übrig, als für sich und seine Frau die Einladung ins Elternhaus der Madame Gemshorn, geborene Gärtnerstochter Laubenthal, anzunehmen. Er fühlt sich bei den freundlichen, fürsorglichen Leuten, die ihm noch von früher her bekannt sind, sehr wohl, und als die kräftige heiße Mahlzeit verzehrt ist, hat er das Benehmen des Hofmeisters schon halb vergessen.

Während Madame Gemshorn sich um ihren kranken Vater bemüht, der wie viele Gärtner und Landleute von schmerzhaftem Gliederreißen gepeinigt wird, lauscht Emanuel dem jungen

Laubenthal, der sich mit seiner Pfeife auf die Ofenbank gesetzt hat. Das Tabakrauchen ist ja schon längst nicht mehr den Herren von Stande vorbehalten.

»Mit den Kapellbedienten des Prinzen ist es nicht weit her«, meint Laubenthal. »Sie sind bunt zusammengewürfelt und nicht gerade Meister ihres Faches. Ihr werdet wenig Freude an ihnen haben, Meister Bach.«

Und damit hat Laubenthal recht. Da Bach ihm Leid tut, bietet er ihm seine Hilfe an und sucht die Kapellbedienten aus den Ställen und Wirtschaftskellern des Schlosses zusammen. Die trauen ihren Ohren nicht! Ein Konzert sollen sie spielen? Manche brauchen lange, ehe sie begreifen, denn sie sind der deutschen Sprache nicht mächtig. Schließlich gelingt es Friedrich Wilhelm Gemshorn, mit seinen Sprachkenntnissen Emanuels Absichten verständlich zu machen.

»Concerto Brandenburgico; capisce?«

»Si, Signore, molto bene!«

Ach, du liebe Zeit, denkt Emanuel, auf welches Abenteuer und auf welche Abenteuerer habe ich mich da eingelassen ... Für diese groben Ohren und Gemüter ist Vaters Musik doch viel zu schade!

Johanna Bach findet es herrlich in Rheinsberg. Sie genießt es, endlich einmal nicht für ihr grosses Haus verantwortlich zu sein, mochte die Witwe Poisson jetzt einmal alle Haushaltsfäden in der Hand haben! Und nun bietet sich auch noch Herr Gemshorn bereitwillig an, ihr die Schönheiten von Rheinsberg zu zeigen. Er ist jetzt etwas gelöster.

Während sie am See entlanggehen, wo es nach Feuchtigkeit und nach Frühling riecht, erzählt Gemshorn von seinem früheren Rheinsberger Leben.

»Damals waren Büsche und Bäume noch klein. Aber es sah hier sauberer aus, nicht so unordentlich wie jetzt. Man merkt, dass Prinz Heinrich selten hier ist. Und was soll man schon von seinen Bedienten und der jetzigen so genannten Hofgesellschaft erwarten?«

Plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, steht Herr von Nostitz vor ihnen. Auch er hat sich zu einem Spaziergang entschlossen, denn er weiß vor Langeweile nicht, was er tun soll, wenn Prinz Heinrich schläft. Erst am Abend wird es im Schloss lebendig.

Da Freiherr von Nostitz immer schon ältlich aussah, hat er sich in den vergangenen Jahren nur wenig verändert. Die Schultern freilich hängen noch mehr nach vorn, und die Schritte schlurfen manchmal schon über den Boden, aber sonst blickt er noch genauso harmlos und bieder drein wie früher, obgleich er immer auf der Lauer liegt. Und auf Gemshorn hat er schon lange gelauert. Natürlich hat Nostitz es nie verziehen, dass sich der Notenschreiber aus ihrer geheimen Giftmischerei einfach so davongemacht hat, noch dazu mit Gewinn.

So viele Jahre inzwischen auch vergangen sind, immer wieder hat Nostitz gemurmelt: »Na warte, Gemshorn, deine Stunde kommt auch noch!« War nicht Gemshorn an des Freiherrn Langerweile schuld? Wenn er weiterhin interessante Histörchen in die geheimen Kellergemächer gebracht hätte, wer weiss, ob Nostitz dann nicht seine Fäden in der Hand behalten hätte. Und nun steht der Bursche einfach so vor ihm!

Nostitz wird der Lage schneller Herr als Gemshorn.

»Sieh da, der Gemshorn ... Will Er noch einmal in Rheinsberg Noten abschreiben?«

Gemshorn steht mit undurchdringlichem Gesicht.

»Wer ist dieser Herr, Monsieur Gemshorn? Wollen Sie ihn mir nicht vorstellen?« fragt Johanna Bach erstaunt.

»Das ist der Freiherr von Nostitz«, sagt Gemshorn gleichmütig, »er ist also auch nach Rheinsberg zurückgekehrt.«

»Ja, das ist er«, bekräftigt Nostitz, »und es spricht nicht gerade für Sie, Madame, dass Sie sich in Gesellschaft dieses Mannes befinden!«

»Was soll das heißen?« braust Johanna Bach auf. »Was wird hier gespielt?«

»Beruhigen Sie sich, Madame, wir haben alte Spielschulden zu begleichen. Gemshorn, Er entgeht mir nicht.«

Nostitz lächelt spöttisch und setzt seinen Spaziergang am Rheinsberger See entlang fort.

»Kommen Sie, Madame«, sagt Gemshorn, »vergessen Sie diese Begegnung.«

»O nein«, entgegnet Johanna Bach und wiederholt: »Was wird hier gespielt?«

Diese Frage stellen auch die Kapellbedienten des Prinzen Heinrich, als es Emanuel endlich gelungen ist, sie im Theatersaal des Schlosses zu versammeln. Er ist außer sich, denn er musste sich nicht nur um Notenpulte und Kerzen kümmern, sondern den Kapellbedienten auch befehlen, sich zu waschen, zu rasieren und saubere Hemden anzuziehen. Sie murrten zwar und beteuerten, allein auf die Musik käme es an, aber Emanuel ließ nicht locker. Er wartete so lange mit dem Probieren, bis auch der, letzte Kapellbediente sich seufzend entschlossen hatte, Wasser und Seife zu gebrauchen.

Die Flöte, wer würde die Flöte blasen? Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich schläft. Wer wird ihn bei der Probe vertreten?

»Ich«, sagt Gemshorn, der inzwischen mit Johanna Bach auch in den Theatersaal gekommen ist.

»Wir brauchen aber zwei Flöten«, sagt Emanuel, »wer spielt die andere?«

»Ich«, ruft Johanna Bach, »ich werde die Flöte blasen.«

Sie hält es selbst für einen Scherz, denn es war damals noch keineswegs üblich, dass Frauen in der Öffentlichkeit musizierten. Daher ist sie sehr erstaunt, als Emanuel nickt.

»Sehr gut! Also beginnen wir!«

Er setzt sich ans Cembalo und gibt den Einsatz. Die Kapellbedienten beginnen. Sie setzen zwar drei-, viermal an, aber dann stimmen sie überein, legen sich ins Zeug, und die Musik klingt frisch und schön. Alle Wetter, diese Kerle können ja doch spielen! Und dabei hat Emanuel befürchtet, sie würden keine Note von der anderen unterscheiden. Gar nicht so schlecht, die Rheinsberger Musikanten!

Emanuel vergisst seinen Groll, es macht ihm Spaß mit diesen Leuten; das meiste Vergnügen aber empfindet er, wenn er auf die beiden Solisten schaut, auf seine Frau und Gemshorn; laut auflachen könnte er! Das ist ein Paar! Aber sie spielen ihre Partien ganz gut, Respekt vor der Johanna, wer hätten das gedacht!

Und der Gemshorn! Emanuel erinnert sich an das Charlottenburger Hoffest zurück, als Gemshorn erst die Flöte des Arlecchino spielte und dann am Abend den Dudelsack des Kapellbedienten. Und wenn er dann an die nächtliche Begegnung im Park denkt ... Aber immer bleibt für Emanuel ein Rätsel, was diese Maskeraden damals sollten. Jetzt aber fragt sich Emanuel auch: Wie kommen diese beiden Menschen eigentlich miteinander aus? Dieser biedere fleißige Notenstecher und der Arlecchino, der im Nu seine Umgebung in eine Bühne verwandeln kann.

Er hat jedoch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn er muss ja auf die Musik achten, die Brandenburgischen Konzerte seines Vaters, die heute zum ersten Mal im Lande Brandenburg erklingen dürfen. Damals, als der Vater diese Klänge dem brandenburgischen Fürsten widmete, war die Musik in diesem Lande verstummt, weggestrichen vom Rotstift des Königs, der an allem sparte, was nichts mit seinen Soldaten zu tun hatte.

Ich kann mir gut vorstellen, dass es Carl Philipp Emanuel Bach vorkommen musste, als sei endlich eine Schuld an den alten Johann Sebastian Bach bezahlt worden. Aber das war ein Irrtum.

Zu jener Zeit hatten die Leute keine Ohren mehr für die Musik des alten Bach, und der Prinz Heinrich hatte sie schon gar nicht. Dem ging es nur darum, seinem Bruder, dem König, eins auszuwischen.

Und der König war denn auch sehr böse über dieses Rheinsberger Konzert und fiel über den armen Fredersdorff her, wie er denn das habe zulassen können! Aber was konnte Fredersdorff dafür, der durfte sich doch einem königlichen Bruder nicht widersetzen! Er stellte dem König vor Augen, dass man es mit dem Prinzen Heinrich nicht verderben dürfe, auf den sei man angewiesen, wenn es wieder gegen Österreich gehe, und damit werde es wohl nicht mehr lange

dauern, denn mit zwei schlesischen Kriegen sei es doch wohl nicht getan, und damit hatte Fredersdorff leider Recht.

Der König dachte nach und ließ den Prinzen Heinrich gewähren, auch Emanuel fiel wegen des Rheinsberger Ausfluges nicht in Ungnade. Es war damals sehr kompliziert bei uns!

Während der Proben findet sich so mancher Schlossbewohner ein, auch Freiherr von Nostitz hat im Theatersaal Platz genommen. Niemand dreht sich nach ihm um, denn er ist nicht gerade der stattlichste, doch heute wird er es den anderen schon zeigen, wer er ist und welchen Einfluss er noch hat. Vor allem diesem Gemshorn, der da vorne auf der Bühne steht, als sei er eine der Hauptpersonen hier! Der soll sich wundern!

Als die Musikanten eine Pause bei ihrer Probe machen und es still im Saal wird, ruft Freiherr von Nostitz: »Ich glaube nicht, dass Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich sich einen solchen betrügerischen Kerl eingeladen hat wie diesen Flötenspieler da, den Henkerssohn aus Brandenburg an der Havel!«

Im Theatersaal wird es noch stiller, und alle drehen sich nach Nostitz um. Der ist hochrot im Gesicht geworden, niemand hätte ihm zugetraut, dass er sich so erregen könnte! Er richtet noch immer seinen Zeigefinger auf Gemshorn: »Eine Schlange ist er, eine giftige, man sollte sie zertreten, vernichten! Sonst werden noch mehr seinen Henkerskünsten zum Opfer fallen!«

»Was reden Sie da?« ruft Emanuel ebenso laut und erregt. »Was fällt Ihnen ein, solche Anschuldigungen hier vorzubringen und unsere Probe zu stören? Ich werde mich bei Seiner Königlichen Hoheit über Sie beschweren!«

»Regen Sie sich bloß nicht auf, Herr Bach! Sie haben ja keine Ahnung, wen Sie da spielen lassen. Aber ich werde Seiner Königlichen Hoheit die Augen öffnen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Herr Gemshorn, was haben Sie dazu zu sagen?« fragt Emanuel.  
Gemshorns Stimme klingt ruhig.

»Es ist richtig, was der Herr Nostitz sagt. Aber wir sollten jetzt trotzdem weiterspielen!« Emanuel weiss nicht, was er von diesem Vorfall halten soll, aber er möchte auch nicht fragen, da soll der Prinz Heinrich entscheiden. Am besten ist es wirklich; sie setzen ihre Probe fort, beim Musizieren weiß man wenigstens, wie es endet. Und Gemshorn bläst die Flöte, als sei nichts geschehen und als könne ihm nichts geschehen.

Es geschieht ihm auch wirklich nichts, obwohl es Nostitz gelingt, bis ins Schlafzimmer des Prinzen vorzudringen, um Gemshorn anzuschwärzen.

Am späten Nachmittag hat Prinz Heinrich endlich ausgeschlafen. Während ihm sein Kammerdiener beim Ankleiden behilflich ist, lässt er sich Kaffee und Kuchen servieren. Er hat nichts dagegen, dass Nostitz erscheint, vielleicht weiss er wieder eine interessante Geschichte. Doch Nostitz berichtet erregt nur über Gemshorn, und ein Notendrucker ist für den Prinzen nicht interessant!

»Aber warum sind Sie denn so aufgebracht, lieber Nostitz? Ein solcher Mensch gehört doch nicht zur vornehmen Gesellschaft!«

»Aber Königliche Hoheit mögen bedenken, dass er der Sohn eines Scharfrichters ist und unter falschem Namen lebt! Und diese erbärmliche Kreatur bläst die Flöte im Theatersaal von Königlicher Hoheit, das dürfen Königliche Hoheit nicht zulassen!«

»Kann der Henkerssohn denn gut spielen?«

»Soweit ich hören konnte, ja. Er verbirgt sich hinter vielen Masken.«

»Scheint ja ein Tausendsassa zu sein! Hören Sie, Nostitz, versuchen Sie den Menschen für meine Kapelle zu engagieren. Einen Henkerssohn habe ich noch nicht in meinen Diensten, ich stelle es mir aber sehr interessant vor. Also gehen Sie, Nostitz, das ist ein Befehl. Sie wissen schon, wie man das bewerkstelligt.«

»Wie bitte?«

Nostitz steht mit offenem Mund, aber Prinz Heinrich winkt nur, und danach darf man nicht mehr bleiben. Der Sachse versteht die Welt nicht mehr.

Auch am zweiten und dritten Tag bekommt Emanuel den Prinzen Heinrich nicht zu Gesicht. Den Hofmeister hat er schon mehrmals gefragt, wann das Konzert stattfinden solle und welche Gäste dazu eingeladen seien.

Der Hofmeister weiß es nicht. Er entgegnet nur immer wieder, dass Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich schlafe und nicht zu sprechen sei.

»Aber wie lange soll ich hier bleiben? In Berlin warten Schüler auf mich! Wann werden wir zurückreisen können?« fragt Emanuel besorgt.

»Ich weiß nicht, wann Er hier abkömmlich ist. Ich habe darüber keine Befehle«, antwortet der Hofmeister.

Und wieder dreht er sich um und lässt Emanuel ratlos zurück. Was soll er nur tun? Am liebsten würde er Konzert Konzert sein lassen und nach Berlin zurückkehren. Doch was wird aus Gemshorn? Der findet sich zwar nach wie vor pünktlich zu den Proben ein, aber sonst zieht er sich ins Haus seiner Schwiegereltern zurück. Und Emanuel mag nicht nach den Ursachen des Zwischenfalls mit Nostitz fragen, auch er macht einen Bogen um Gemshorn. Nur Johanna geht der drohenden Wolke nicht aus dem Weg und fragt:

»Herr Gemshorn, was ist mit Ihnen? Was waren das für Redensarten von diesem Herrn Nostitz?«

Doch Gemshorn weicht aus und sagt: »Jetzt nicht, Frau Bach. Ich muss zu meiner Frau, sie hat zu tun; mein Schwiegervater fühlt sich schlecht.«

Und das trifft leider zu, mit dem alten Gärtner Laubenthal geht es zu Ende, er wird schwächer und schwächer und ringt nach Luft. Victoria Maria Gemshorn ist Tag und Nacht um ihn besorgt und hat für anderes weder Auge noch Ohr, und so kommt es, dass die Reden vom Henkerssohn noch nicht zu ihr gedrungen sind. Schweigend geht Gemshorn ihr zur Hand, bei ihr fühlt er sich sicher.

Endlich sagt der Hofmeister zu Emanuel: »Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich hat Befehl gegeben, dass heute Abend das Konzert gespielt wird. Finde Er sich also pünktlich um elf Uhr mit den Kapellbedienten im Theatersaal ein!«

»So spät?«

Doch der Hofmeister ist natürlich schon gegangen.

Am Abend wird das Schloss festlich beleuchtet. In allen Fenstern stehen Leuchter mit brennenden Kerzen. Vor dem Theatersaal wird ein langer, dicker roter Teppichläufer ausgerollt. Auch der Saal erstrahlt in prächtiger Illumination. Hunderte von Kerzen spenden ihr warmes Licht; solche Verschwendung konnte sich der Kronprinz früher nicht leisten.

Für die Kapellbedienten liegen neue Lakaienfräcke bereit. Der Hofmeister kann es nicht fassen, dass Emanuel sich weigert, in ein solches Gewand zu schlüpfen; das sei doch ausdrücklicher Befehl seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich! Aber Emanuel bleibt bei seinem Nein, und der Hofmeister muss sich unverrichteter Dinge wieder entfernen. Die Kapellbedienten tragen ihre neuen Röcke voller Stolz. Sie mutmaßen, welche vornehmen Gäste erwartet werden. Etwa Seine Majestät der König persönlich? Sie fühlen sich sicher, der Bach hat sie tüchtig exerziert!

Emanuel ist nicht in der bester. Stimmung. Ist er hier wirklich im. Schloss Rheinsberg, in dem er die besten Jahre seines frühen Mannesalters verlebte? Früher war hier jeder Winkel von Leben erfüllt.

Langsam schlendert er von Raum zu Raum, manches erkennt er wieder, anderes nicht. Prinz Heinrich hat viele. alte Möbel und Bilder aus den Räumen entfernen lassen.

Emanuel vermisst auch das Bildnis des Kronprinzen, das im Treppenaufgang hing. Vom Anblick des königlichen Bruders hat sich der Prinz also besonders schnell befreit. Emanuel versucht sich vorzustellen, wie der Kronprinz Friedrich auf diesem Bilde ausgesehen hat, aber es will ihm nicht gelingen.

Später habe ich ihm erzählt, dass nicht Prinz Heinrich das Bildnis entfernen liess, sondern der König selbst. Er wollte mit all seiner Jugend und all ihren Ideen aus Rheinsberg ausziehen. Vielleicht konnte er den Gegensatz zwischen seinem früheren Bild und der späteren Wirklichkeit

selbst nicht mehr ertragen. Jetzt war er nur noch ein schmutziger alter Mann. Das Jugendbild hängt in seinem Schlafzimmer hinter einem Vorhang. Emanuel schüttelt nur den Kopf über meinen Bericht.

Damals war er zum letzten Mal in Rheinsberg.

Nicht eine Kutsche rollt heran, kein Gast betritt das Schloss. Die Uhr hat schon längst elf geschlagen. Die Kapellbedienten rutschen auf ihren Stühlen hin und her. Gemshorn fühlt sich in der Lakaienuniform unbehaglich und öffnet die Westenknöpfe. Seine Hände schwitzen, das Holz der Flöte ist schon feucht. Sein Spielpartner wird also der Prinz Heinrich sein, auf welches Abenteuer hat er sich da eingelassen!

Sie sitzen und warten und warten. Die ersten Kerzen in den Leuchtern sind schon heruntergebrannt und werden durch neue ersetzt. Eine gespannte, fast unheimliche Stimmung breitet sich aus. Wann endlich kommt der Prinz? Die Kapellbedienten werden müde.

Der Paukenschläger fällt in Halbschlaf und träumt von einem Reiter, der herantrabt. Welch ein Ungetüm von, einem Pferd! Angst könnte man kriegen ...

Aber nein, das ist ja nicht nur ein Traum – draussen ertönt wirklich Pferdegetrappel. Draussen? Ist es nicht im Treppenhaus? Tatsächlich, vor dem Konzertsaal wiehert und prustet es. Die Flügeltür öffnet sich breit. Emanuel traut seinen Augen nicht – Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich reitet in den Saal! Und er steigt nicht etwa ab, sondern bleibt auf dem Rappen sitzen.

Gekleidet ist er in die Feldherrenuniform, mit der er die Kriegszüge seines Bruders geführt hat. Die goldene Schärpe glänzt im Kerzenschein. Den Degen hat er zum Angriff gezogen. Das Gesicht verdeckt ein Federhut mit breiter Krempe.

Als er auf die Bühne reitet, springen die Kapellbedienten erschrocken zur Seite. Sie sind von ihrem Schlossherren so manches gewohnt, aber dies hat es denn doch noch nicht gegeben!

»Die Flöte!« befiehlt der Prinz.

Sein Hofmeister bringt ihm die Blockflöte.

»Die Noten!«

Der Hofmeister lässt sich die Notenblätter geben, stellt sich neben das Pferd und reckt die Arme hoch, damit der Prinz die Noten erkennen kann.

»Anfangen!« befiehlt Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich.

Emanuel steht der Angstschweiß auf der Stirn. Das ist ja ein Gespensterkonzert! Er gibt das Zeichen zum Einsatz und bemüht sich, nicht auf den Reiter zu schauen. Die Flügeltür wird wieder geschlossen. Die Kapellbedienten spielen alle sechs Brandenburgischen Konzerte ohne Pause. Das Flötenspiel des Prinzen ist ohne Fehl und Tadel. Gemshorn verliert seine Befangenheit; es stellt sich sogar eine Art von Gemeinschaftsgefühl mit diesem Spielpartner ein. Und der Prinz scheint das zu merken. Ihr Zusammenspiel ist fast wie ein Gespräch.

Nach dem letzten Akkord wird die Flügeltür wieder geöffnet, und Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich reitet hinaus. Sofort danach löschen Bediente die Kerzen. Nur die Notenpulte sind noch erleuchtet. Der Hofmeister lädt die Kapellbedienten zu einem Imbiss. Aber niemand verspürt Appetit.

Am übernächsten Tag reist Emanuel mit seiner Frau nach Berlin zurück, ohne mit dem Rheinsberger Schlossherrn gesprochen zu haben. Der Hofmeister hat ihm zwar einen gefüllten Geldbeutel überreicht, aber Emanuel kann sich nicht darüber freuen, obgleich das Honorar die ausgefallenen Berliner Unterrichtsstunden mehr als doppelt ersetzt. Auch die Rechnung im Gasthaus ist bezahlt. Aber dennoch – Emanuel ist enttäuscht, unbefriedigt, missgelaunt.

Das Erste, was er nach dem Konzert zu seiner Frau sagt: »Hannchen, ich werde mich doch um das Kantorenamt in Zittau bewerben.«

Johanna nickt nur.

Gemshorn bleibt mit seiner Frau noch in Rheinsberg, sie kann jetzt ihren Vater nicht verlassen, und Gemshorn möchte abwarten, wie es mit ihm selbst weitergehen soll. Auch wenn die Nostitzsche Eröffnung keine Folgen hatte, so empfindet er doch, dass er sich nun entscheiden müsste ... Doch denkt er auch an seine Frau. Was soll er tun?

Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, weshalb Carl Philipp Emanuel Bach so niedergeschlagen nach dem Rheinsberger Konzert war. Den Herren Graun oder Benda wäre das wohl nicht so nahe gegangen. Die hätten nur gesagt: Der Prinz Heinrich hat eben seine Eigenheiten und ist ein bisschen verrückt, da kann man nichts machen. Die Hauptsache ist, dass er gut bezahlt und wir unseren Spaß haben.

Aber Bach war anders, er war sich zu schade für solche verrückten Spielereien. Und dass der Prinz dazu auch noch die Musik seines Vaters missbrauchte, ging ihm wohl vollends gegen die Ehre.

Wie gesagt, es dauerte lange, ehe ich auch nur annähernd verstand, was bürgerliche Ehre bedeutete.

Seit jenem Rheinsberger Konzert, dem ich aus einem Seitenkabinett lauschte, denn ich wollte ja, wie schon erwähnt, königliche Schriftstücke und Dokumente nach Berlin überführen, war auch mir, als nage ein Wurm in mir und störe zunehmend das Wohlbefinden meiner alten Welt. Der Prinz mit seinen Verrücktheiten war das beste Beispiel, dass diese Welt nur noch aus Schein bestand und dass sie sich erschöpfte. Niemandem in dieser Welt fiel mehr etwas Vernünftiges ein. Aber wie sollte es weitergehen? Wären die Bürger, dieser Lessing und Mendelssohn und auch Carl Philipp Emanuel Bach und wie sie alle hießen, in der Lage, eine neue Zeit hervorzubringen? Waren sie es, die ihr einen Inhalt zu geben vermochten?

Ein halbes Menschenalter ist seither vergangen, und in dieser langen Zeit kann man die Wirkungen solcher nagenden Gedanken sehr wohl ermessen.

Zuerst vermutete ich eine Krankheit bei mir, keine schwere, vielleicht die ersten Altersbeschwerden mit Kopfschmerz, Ohrensausen und Sehstörungen. Besserung erhoffte ich mir vor allem von Reisen, und so machte ich mich an die Verwirklichung alter Pläne und Träume, sagte Preussen für längere Zeit Adieu und fuhr nach Paris.

Die Erlebnisse, die ich dort hatte, und die Erfahrungen, die ich machte, ergäben eine weitere Geschichte, die ich jedoch in diesem Zusammenhang nicht aufschreiben möchte. Nur so viel sei hier gesagt, dass ich das Unbehagen in Paris keineswegs verlor.

Die Salons der vornehmen Pariser Häuser, in die ich leicht Zugang gewann, boten mir durchaus keinen hinreichenden Ersatz an Sicherheit, Vertrautheit und Übereinstimmung. Man lobte zwar meine weltmännischen Umgangsformen, die man einem Preußen gar nicht zugetraut habe, ich fühlte mich auch geschmeichelt, aber Kopfschmerzen und Schwindelgefühl nahmen zu. Es ging nicht anders als in den Berliner Stadtpalästen zu, nur noch um einige Grade verschwenderischer, leichtfertiger, boshafter, freilich auch geistreicher. Jedoch zum Erlebnis von etwas wirklich Neuem langte es nie, und ich kam bald darauf, dass der Wurm, der in mir nagte, auch den Namen Langeweile trug.

Zeitweilig beruhigte er sich, zumal dann, als ich durch die französische Provinz reiste, den Anblick der zauberhaften Schlösser an der Loire in mich aufnahm, die herrliche sonnenüberströmte Landschaft Südfrankreichs, die Unendlichkeit des Meeres genoss. Es kam mir sogar der Gedanke, mich in der Nähe der Stadt Marseille anzusiedeln, ein Haus, das billig zum Verkauf stand, zu erwerben und mit der Betrachtung des Meeres und dem Nachdenken über eigene Erinnerungen mein Leben zu verbringen, aber ich verwarf diesen schnellen Wunsch nach einigen Tagen wieder.

Ich spürte in mir doch Neugierde darauf, wie es in Berlin weitergegangen war und noch weitergehen mochte. Statt mich in südlicher Sonne niederzulassen, kehrte ich in das kalte, neblige, feuchte Preußen zurück.

Eigentlich wäre meine Geschichte an dieser Stelle zu Ende. Natürlich geht sie noch weiter, denn alle Geschichten setzen sich fort – irgendwie. Als ich sie mir noch einmal vorlesen liess, merkte ich, wie schwer es mir fiel, mich so schnell von Emanuel und auch von Gemshorn zu verabschieden, vom Musikanten und vom Arlecchino.

Und so habe ich beschlossen, die Geschichte gewissermassen ein kleines Stückchen zurückzudrehen und dort selbst wieder einzusteigen, als Emanuel und Gemshorn Berlin

verließen. Vielleicht ist es ganz anders gewesen, als ich es mir vorstelle, aber für meine Geschichte wäre es so wichtig:

Es ist zwar nicht geplant, aber es trifft sich, dass Emanuel und Gemshorn in der gleichen Postkutsche reisen. Und beide wollen ein neues Betätigungsfeld für sich prüfen und gewinnen, Bach als Organist in Zittau, Gemshorn, der sich entschieden hat, als Schauspieler in Leipzig. Beide haben ihre Familien fürs Erste in Berlin zurückgelassen, denn noch haben sie weder Haus noch Einkommen in der neuen Umgebung. Beide sind ganz gegen ihre Gewohnheit schweigsam, nur mit eigenen Gedanken und Plänen beschäftigt. Wie wird ihre Zukunft aussehen?

Emanuel möchte Berlin so schnell wie möglich vergessen. Dass der preußische Hof ihn derart enttäuscht hat, wird er nie überwinden. Dann lieber Zittau. Ein Organistenamt. Da weiß man, was man hat. Viel wird es nicht sein, nicht zu vergleichen mit Leipzig. Aber in Leipzig gibt es zur Zeit keine freie Stelle.

Gemshorn hingegen wäre ganz gern in Berlin geblieben, aber da er sich nun einmal zu einem neuen Leben entschlossen hat, wagt er auch den Sprung in eine neue Umgebung. Lange hat er überlegt, was zu tun ist, hat nachgedacht über sein Leben als Notenstecher, als sittsamer Bürger. Aber, so fragte er sich, verlangte dies Leben als Bürger nicht auch Schauspielereien, wenn man Erfolg haben wollte? Verlangte dies Leben nicht auch Masken, kleine Betrügereien, Hinterhältigkeiten und Intrigen? War es da nicht besser, man verzichtete auf die bürgerliche Glasur, die das alles verdeckte und verbarg, und wurde der, der man eigentlich war?

Gemshorn fragte sich, ob es nicht besser war, die falsche Maskerade dieses Lebens zu vertauschen mit der echten des Theaters. Bot nicht die Schauspielerei, die Klugheit und Verspieltheit des Arlecchino, boten sie nicht jene Maske, die er brauchte, um ohne Maske in dieser Welt leben zu können? Er wollte es versuchen.

Beim preußischen Zoll hält man die Postkutsche lange auf, an der sächsischen Grenzstation aber geht es schneller, und bald rollen sie in die kleine Stadt ein, in der Gemshorn damals nach seiner Flucht aus dem Preußischen Aufnahme gefunden hatte. Auf dem Marktplatz lässt er die Postkutsche halten und bittet Emanuel um einen kurzen Aufenthalt. Er wolle sich ein wenig frisch machen und umziehen.

»Umziehen? Das brauche ich nicht, ich habe ja meine besten Reisesachen an«, sagt Emanuel. »Aber ein Glas Bier, das wäre etwas für mich!«

Sie gehen ins Wirtshaus zum Roten Ochsen. Emanuel nimmt in der Gaststube Platz. Der Wirt bringt schäumendes Bier, Brot und Schinken. Gemshorn verschwindet mit zwei grossen Taschen in den hinteren Räumen und bleibt so lange aus, dass Emanuel schliesslich seine Zeche bezahlt und sich in die Postkutsche zurückzieht. Gleichmässig tropft der Regen an die Fenster und auf das Kutschendach. Emanuel wird schläfrig, fällt in einen leichten Schlummer und erwacht erst, als die Tür der Postkutsche mit Schwung aufgerissen wird.

»Prego, Signore, darf mitfahr' il commediante italiano? Bin ich il Arlecchino, bin ich angenehm dem Signore Cantore di Zittau?«

Auf dem Trittbrett steht Gemshorn als Arlecchino verkleidet. Schon laufen Leute auf dem Marktplatz zusammen. Man wird etwas zu sehen bekommen, eine, Komödie, ein Spektakel!

Gemshorn hat einen grossen bunten Regenschirm aufgespannt, ist vom Trittbrett heruntergestiegen und tänzelt um den Marktbrunnen.

»Signore e Signori, Dam' und `erren, machen auf Augen und Ohren! Warum macht so viel böses Gesicht il Signor Ochsenwirt? Prügelt noch immer sein Frau? Oder prügelt Frau jetzt ihn?«

Der Wirt vom Roten Ochsen, der mit finstrier Miene, die Hände in den Hosentaschen, vor seinem Gasthaus steht, wird rot. Woher weiß dieser bunte Vogel von seinen häuslichen Schwierigkeiten?

»Nix böses Gesicht, lachen, Signore, lachen! Geht Leben vorbei rapidissimo, was bleibt, wenn nicht Lachen?«

Er steigt auf den Rand des Marktbrunnens und balanciert darauf, als sei es ein gespanntes Seil. Jedermann erwartet, er werde hineinplumpsen, aber nein, mit graziöser Sicherheit dreht er Runde um Runde und führt dabei närrische Reden.

Nun zieht der Arlecchino eine kleine Flöte aus der Tasche, stellt sich in Positur und ruft: »Silenzio für la Sua Meastá della Borussia, wird spielen Concerto auf flauto! Maestro della Capella, fang' Sie an!«

Er vollführt eine grosse Handbewegung, lauscht auf die Einleitung des Orchesters und spielt dann das allenthalben bekannte Kinderlied von der Ziege, die einem Hahn nachrennt. Dabei meckert er wie eine Ziege und gackert wie ein Huhn, schliesslich zaubert er sich sogar ein Ei aus der Nase.

Dann spielt er einige Takte eines preußischen Militärmarsches, verliert dabei das Gleichgewicht und lässt sich nun doch rückwärts in den Brunnen fallen, dass das Wasser hoch aufspritzt und die Umstehenden sich vor Lachen ausschütten wollen, denn hier kennt man kein grösseres Vergnügen, als sich über die Preußen lustig zu machen. Das aber kann die Stadtobrigkeit nicht dulden, denn wer weiss, eines Tages könnten die Preussen die Herren der Stadt sein; man darf es mit ihnen nicht verderben.

Auch Emanuel sagt: »Genug jetzt der Komödie, Signor Arlecchino! Lassen Sie uns weiterfahren, wir haben noch einen weiten Weg vor uns.« Emanuel sieht, dass dieser zerrissene Mensch Gemshorn sich entschieden hat. Diese Rolle ist zwar nichts für ihn selbst, doch nach den Jahren zwischen jenem Rheinsberg und diesem Rheinsberg, zwischen den Erlebnissen mit zwei preußischen Prinzen kann er nun den Gemshorn gut verstehen. Und er findet es gewagt, aber nicht verkehrt, dass der Arlecchino wieder auferstanden ist. Soll er sein Glück versuchen!

Leider habe ich nicht in Erfahrung bringen können, ob es Gemshorn gelungen ist, irgendwo als Schauspieler Fuß zu fassen. In Leipzig war er nicht zu finden, und nach Berlin ist er nicht zurückgekehrt. Aber es ist anzunehmen, dass seine Frau im elterlichen Haus in Rheinsberg wohnen würde, wenn alles schief gegangen wäre.

Emanuel aber kehrte nach Berlin zurück, mit seinem Amt in Zittau wurde es nichts, Gott sei Dank. So blieb er in seinem Berliner Kreis und musizierte – und hielt ständig Ausschau nach einer gut bezahlten und aussichtsreichen Stellung fern vom preussischen Hof. Es war im Jahre 1767, als er endlich eine neue Aufgabe gefunden hatte. Er ging nach Hamburg, wurde Musikdirektor des hanseatischen Magistrats, frei und unabhängig, keinem Fürsten hörig und keinem Geschmack verpflichtet – außer dem seines bürgerlichen Publikums.

Emanuels letztes Konzert in Berlin ist mir als besonderes Erlebnis in Erinnerung geblieben. Ich denke oft daran und zehre davon. Wie gesagt, es war im Jahre 1767. Noch immer litt unser Land an den Folgen der sieben schrecklichen Kriegsjahre. Bei meinen Spaziergängen in den Tiergarten wurde ich auf Schritt und Tritt angebettelt. Auf den Berliner Straßen waren fast ebensoviele Kriegskrüppel wie gesunde Menschen, Männer ohne Arme und Beine, mit zerschossenen Gesichtern. Mochten sie nun zusehen, wie sie sich am Leben erhielten! Ich gab Almosen nach Kräften, aber unerschöpflich waren meine Geldmittel auch nicht, ganz abgesehen davon, dass der Münzwert immer schlechter, geworden war. Der König besass kaum noch gutes Metall zur Münzprägung. Der Handel lag am Boden. Man erzählte mir, es gäbe keine Pferde mehr, Frauen müssten den Pflug über die Äcker ziehen, und Frauen müssten das Korn mähen, ihre Männer lagen irgendwo im fremden Land verscharrt. Der Krieg hat uns die besten Kräfte gekostet. 123 000 Mann sind für Preußen um den Besitz Schlesiens gefallen.

Und doch ein Konzert? Ja. Aber nicht beim König, nicht in einem Palast, sondern in Emanuels Haus, in dem mehrere grosse Zimmer zu einem kleinen Saal vereinigt worden waren. Seither veranstaltete Emanuel fast jede Woche ein Hauskonzert für seine Freunde und verschickte Einladungen an alle Liebhaber der Musik, von denen er wusste. Er war zwar noch immer offiziell königlicher Hof- und Kammercembalist und Kapellbedienter, doch beim König erklang nur noch selten Musik, und Emanuel hatte seinen Brotherrn schon eine kleine Ewigkeit nicht gesehen. Er verspürte auch keine Sehnsucht nach ihm, wie sollte er wohl ... Und nötig hatte er den König und seine Hofgesellschaft schon längst. nicht mehr, denn er hatte – wenn ich so sagen darf – längst seinen eigenen kleinen musikalischen und poetischen Hofstaat versammelt, zu dem auch ich gehörte.

So viel und so gute Musik hatte ich mein Leben lang nicht zu hören bekommen. Ich war denn auch sehr traurig, als ich erfuhr, dass Emanuel Berlin für immer verlassen und das Angebot aus Hamburg annehmen wolle.

Das Abschiedskonzert fällt auf einen sonnigen Sonntagnachmittag im Herbst. Vor Emanuels Haus halten Kutschen. Ein Gast gibt dem andern die Klinke in die Hand.

Durch die hohen Fenster flutet das Licht, ohne von dicken Samtvorhängen aufgehalten zu werden. An den Wänden hängen Kupferstiche in schmalen weissen Holzrahmen, Ansichten aus Leipzig, aus Frankfurt, aus Berlin, – aus den Städten, in denen Emanuel sich zu Hause fühlte. An der Decke hängt ein Kronleuchter aus Messing, Gold und Silber sucht man vergebens. Die soliden Schränke an den Wänden sind nicht mit Glas und Porzellan, sondern mit Büchern, Noten und Musikinstrumenten gefüllt. Für die Gäste sind gepolsterte Stühle in Reihen aufgestellt.

Neben mir hat Lessing Platz genommen, Lessing, der auch eine Anstellung in Hamburg erhalten soll, am Deutschen Nationaltheater. Er wird also gemeinsam mit Bach Berlin verlassen. Ich will gleich hinzufügen, dass es ihn nicht lange in der Elbestadt gehalten hat. Jetzt lebt er als Bibliothekar des Herzogs von Braunschweig in Wolfenbüttel, ist also gewissermaßen in meine Fussstapfen getreten. Aber anders als ich hat er einen grossen Namen in der deutschen Literatur. Oft muss ich an meine erste Begegnung mit Lessing während der Meissner Besetzung denken.

»Es ist niemand aus der Umgebung des Königs oder von der Hofgesellschaft anwesend«, sage ich zu Lessing.

»Nein«, erwidert der, »nur die altbekannten Gesichter der Musiker, die Herren Benda, Nichelmann, der alte Graun ... Aber es ist ja nun auch alles anders, diese Musik ist nicht für den König; sondern für uns, nur für uns. Zu unserer Freude und Stärkung.«

»Ja, und wir haben sie nötig«, sage ich, »nach so viel Krieg und Leid.«

Emanuel spielt diesmal nicht allein, sondern um den Hammerflügel und die anderen Tasteninstrumente hat sich ein kleines Orchester versammelt, es sind fünfzehn Musikanten. Sie spielen Emanuels neueste Sinfonie, sein Abschiedsgeschenk an die Berliner Freunde. Das ist nicht nur eine Preussische Sonate, sondern viel mehr, ein unbeschreiblicher Reichtum an Melodien und Harmonien, an Ideen und Empfindungen. Solche Musik verlangt ein großes und aufmerksames Publikum, sie richtet sich nicht mehr nur an einen einzigen, den König.

Danach erklingt eine Flötensonate, die der alte Quantz bläst. Es wird ihm schon schwer mit dem Atmen, und er muss nach dem zweiten Satz aufhören und seinen Platz einem jüngeren Flötenbläser überlassen. Mir gefällt diese Sonate nicht besonders, ich habe solche Musik wohl zu oft bei Hofe gehört.

Schliesslich lässt sich Emanuel noch einmal selbst vernehmen, auf dem Cembalo, auf dem Klavichord und auf dem Hammerflügel. Er holt ganze Sinfonien aus den schwarzweissen Tasten heraus. Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass ein einiges Instrument so viel hergeben kann.

Die Gäste spenden laut und herzlich Beifall. »Hoch!« rufen einige und »Bravo!«

Schade, dass nicht auch Friedrich Wilhelm Gemshorn zu diesem Konzert kommen konnte, vielleicht werden Bach und Lessing ihm in Hamburg begegnen? Vielleicht ist auch er dort!

Und damit möchte ich meine Geschichte nun wirklich beenden. Es ist eine preussische Geschichte. Und ich habe sie aufgezeichnet, weil sie so anders ausgeht, als viele es vielleicht erwartet haben. Man muss schon genau hinsehen, will man über dieses vielbestaute Preußen Friedrichs erzählen, man muss schon hinter die Fassade des höfischen Lacks schauen, will man nicht die aufs erste sichtbare Oberfläche für die Wirklichkeit verkaufen.

Es ist die Aufgabe eines Schreibers, wie ich es bin, die Geschichte lebendig zu machen für alle, die daraus lernen wollen. Sicher habe ich nicht die Fertigkeit eines Herrn Voltaire dazu, doch will ich hoffen, es ist mir zu einiger Zufriedenheit gelungen.

Ich empfehle mich.

Berlin, im November 1783

François de La Chevallerie